

DENKEN + GLAUBEN

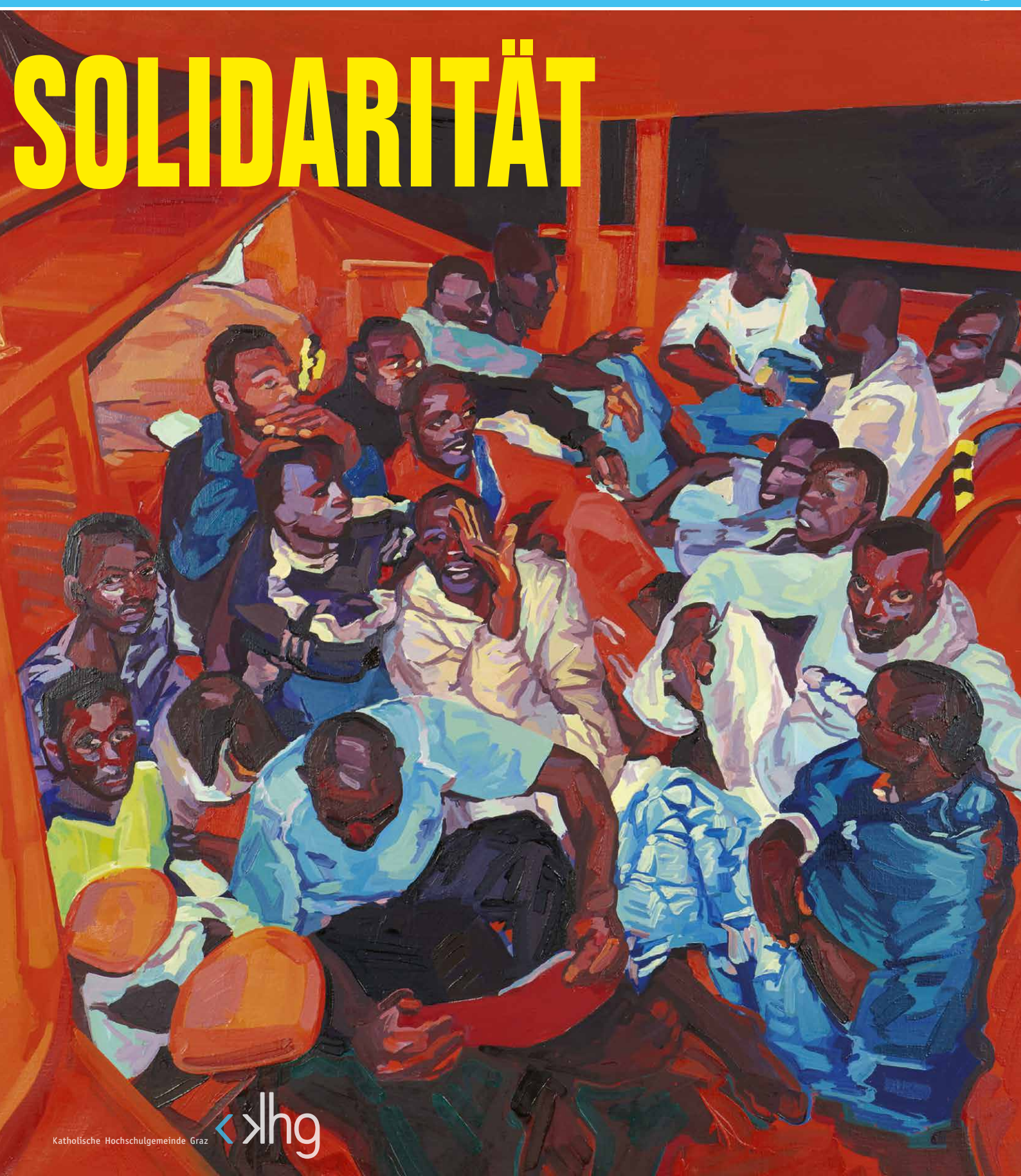
Nr. 178 Winter 2015

Zeitschrift der Katholischen Hochschulgemeinde für die Grazer Universitäten und Hochschulen

www.khg-graz.at



SOLIDARITÄT





Edgar Honetschläger, *330 Filosofiana*, Filmstill, 2015. © Honetschläger

An Grenzen

In seinem neuesten Film „330 Filosofiana“, der im Rahmen der Ausstellung „Reliqte Reloaded. Zum Erbe christlicher Bildwelten heute“ in der QL-Galerie zu sehen war, verschränkt der Künstler und Filmemacher Edgar Honetschläger Epochenschwellen und deren Spiegelung in der Kunst der jeweiligen Zeit. Bildsequenzen der berühmten Mosaiken der römischen Villa del Casale im sizilianischen Piazza Armerina, für die deren Auftraggeber im vierten Jahrhundert nach Christus nordafrikanische Künstler verpflichtete, die entgegen dem gängigen Kunstverständnis des bereits im Verfall begriffenen römischen Imperiums arbeiteten, verschränkt er mit dem direkten Blick auf die Gesichter afrikanischer Flüchtlinge, die er in eine fast unerträgliche emotionale Nähe holt. – Künstlerisch gestaltete Bildmacht als Aufschrei für Solidarität!

Editorial



*„Wir müssen Solidarität so neu denken,
dass sie den Grundrechten der Menschen entspricht,
und zwar denen aller Menschen.“*

Papst Franziskus

SOLIDARITÄT

Solidarität (2)

Ein Kommentar
von Andrea-Kager-Schwar

Schicksalen ein Gesicht geben (3)

Alois Kölbl und Peter Rosegger im
Gespräch mit Hermann Glettler

Formelle und informelle Solidarität (7)

Von Theresa Stampler

So wie im Innen so im Außen (9)

Von Martina Linzer

Hilfe, die Flüchtlinge kommen! (11)

Von Florian Mittl

Fluchtpunkt Bildung (14)

Von Gudrun Pichler

Allgemein.Gut! (16)

Von Hans Putzer

Pro und Kontra

Mission – heute und auch morgen (18)

Von Helmut Burkard

Besser ein attraktiver Kern, als Attraktivität durch Mission zu schaffen (19)

Von Florian Traussnig

„Barmherzigkeit verändert die Welt“ (21)

Von P. Albert Holz knecht SJ

Netzwerke – Summer School Seggau (23)

Von Eva-Maria Trinkaus

Ein Wort. (25)

Von Diemut Stangl

Christus begegnen ... (26)

Von Stefanie Schwarzl-Ranz

Ausgangsemotionen (27)

Von Harald Koberg

KHG - AKTUELL (28)

Vor fast zwei Jahren habe ich mit Frère Alois, dem Prior der ökumenischen Gemeinschaft von Taizé am Rand des Jugendtreffens zu Silvester in Straßburg für ein Interview für diese Zeitschrift auch über den Begriff der Solidarität gesprochen, den die Brüder über ihren „Pilgerweg des Vertrauens“ geschrieben haben, den sie als spirituellen Weg des Friedens und der Versöhnung mit tausenden vor allem jungen Menschen in der ganzen Welt gehen. Dieses Gespräch ist mir auch deswegen noch so lebhaft in Erinnerung, weil kurz zuvor bei einer Begegnung mit PolitikerInnen im übervollen Plenarsaal des Straßburger Europäischen Parlamentes eine von dreitausend TeilnehmerInnen aus der Ukraine als erste die Frage gestellt hat: „Was sollen wir denn tun, wenn sich nichts ändert?“ Wenige Wochen später war ich auf dem Maidan in Kiew und konnte dort die sehr bewegenden Friedensgebete und eine tiefe Solidarität quer durch alle Gesellschafts- und Bildungsschichten erleben. Nur wenige Stunden, nachdem ich Kiew verlassen hatte, fielen am Platz die todbringenden Schüsse ...

Frère Alois hat mir damals gesagt, dass die Gemeinschaft den Begriff „Solidarität“ sehr bewusst deswegen gewählt hatte, weil er nicht genuin christlich besetzt ist, sondern grundsätzlich für alle Menschen steht, die mehr Menschlichkeit suchen. Er hat dann aber gleich aus christlicher Perspektive dazugefügt: „Christus hat durch seinen Tod und seine Auferstehung der Menschheit eine neue Solidarität gebracht. Gott hat die ganze Menschheit mit sich versöhnt, nicht nur einen Teil. In diesem Versöhnungsakt Christi sehen wir eine neue Solidarität, die Gott uns geschenkt hat. Vielleicht kann das auch neuen Mut machen, im eigenen Leben Solidarität in die Tat umzusetzen und auf diese Weise das Herz des Christentums wiederzuentdecken. Diese Solidarität unter allen Menschen, die letztlich Gott gestiftet hat. Das wollen wir leben!“ – „Wer Solidarität lebt, ist Christus nahe“, könnte also eine einfache Kurzformel aus christlicher Perspektive sein, die auch in der aktuellen Flüchtlingsdiskussion von ganz besonderer Brisanz ist. In diesem Zusammenhang fällt mir ein, was der Wiener Pastoraltheologe Paul M. Zulehner vor Kurzem in seinem Internet-Blog geschrieben hat. Es klingt zunächst paradox, wenn er im Blick auf eine möglicherweise schlummernde Liebe in den Menschen, die aus diffusen Ängsten gegen Flüchtlinge demonstrieren, sagt: „Sie könnten ihre schlafende Liebe aufwecken, würden sie einem syrischen Kind in die Augen schauen. Sie könnten so ihre Angst verlieren und werden, was sie im Grund doch sind: zur Liebe Geborene. Sie lernten, dass Angst entsolidarisiert – auch von sich selbst.“

Eine besinnliche Zeit im Zugehen auf das Fest der Menschwerdung Gottes wünscht

Alois Kölbl, Hochschuleseelsorger

Solidarität

Kommentar

Von Andrea Kager-Schwar

Gleich zu Beginn ein freimütiges Geständnis: ich bin kein Freund von hübschen, aber abstrakten Schlagwörtern, die vielseitig verwendbar, jederzeit politisch korrekt und bei näherer Betrachtung doch nicht mehr als inhaltsarme Worthülsen sind. Im günstigsten Fall versteht jeder irgendwie etwas anderes darunter und allzu viele kommen auf Nachfrage nach der persönlichen Begriffsdefinition doch erheblich ins Stottern. Soziale Intelligenz wäre ein Beispiel dafür, oder Toleranz und eben auch Solidarität (und wer glaubt, dass diese Begriffe ja eh klar für jeden sind, möge im eigenen Freundes- und Bekanntenkreis einmal die Probe aufs Exempel machen). Trotzdem redet gerade jeder darüber. Keine Zeitungsausgabe, keine politisch gefärbte oder konfessionelle Veranstaltung, keine Diskussion über Gegenwart und Zukunft dieser Welt ohne eindringliche Appelle an unsere Solidarität. Der Versuch, einen kleinen gemeinsamen Nenner aus der dabei geübten Verwendung dieses Begriffes zu destillieren, ergibt, grob gesprochen, die Bereitschaft, jene zu unterstützen, die es im Leben nicht so gut getroffen haben wie man selbst. Sofort tun sich gedanklich unendlich viele Betätigungsfelder für unser Solidarisch-Sein auf und für welche Gruppen und aus welchen weltanschaulichen Richtungen Solidarität eingemahnt wird verändert sich daher oft in kurzer Frist. Aktuell sind es wohl unzweifelhaft die Herausforderungen durch die große Anzahl der bei uns vor Krieg und Extremismus Schutz suchenden Menschen, aber es waren auch schon die bettelnden Roma in Graz, die Terroropfer von Paris – Stichwort Je suis Charlie – oder die Griechen und ihre Finanzmisere für die zur Solidarität aufgerufen worden ist. Solidarisch muss man sein, das verlangen sowohl Geistes- als auch Herzensbildung. Doch mit wem oder was? Was hat Priorität? Und wie denn? Gilt als Solidarität schon, bequem vor dem Fernseher am Sofa zu sitzen und die Benachteiligten zu bedauern? Oder geht es vielmehr darum, seine Stimme in der Öffentlichkeit zu erheben und zu fordern, dass „man“ endlich etwas tun muss? Beginnt Solidarität vielleicht sogar erst an dem Punkt, wo

jemand bereit ist, persönlich Zeit und Geld zu investieren, um zu helfen? Wie weit muss Solidarität also gehen? Muss sie eigentlich wehtun, damit sie „echt“ ist? Oder wie es der frühere tschechische Außenminister Karl Schwarzenberg in einem Interview formulierte: „Es wird sich herausstellen, ob wir moralisch gefestigt sind. Ob wir an jenen Prinzipien, die wir selbst verkünden, auch festhalten, wenn es ungemütlich wird.“

Was mir im Diskurs über Solidarität deswegen immer wieder fehlt, ist der Begriff der Empathie. Auch das ist natürlich ein Schlagwort, sperrig und in seiner Bedeutung nicht unbedingt breit gestreutes Allgemeinwissen. Im Kern bedeutet Empathie die Fähigkeit, sich in die Person seines Gegenübers hineinfühlen zu können. Das impliziert ein grundsätzliches Verständnis für den anderen, ein (An-)Erkennen der bestehenden Unterschiede und ein darauf Reagieren in der Weise, dass ich die Bedürfnisse des anderen genauso beachte wie meine eigenen, Mitgefühl habe, ohne im Mitleid zu versinken – und das ist eigentlich mehr als Solidarität. Solidarität kann irgendwann zur Erschöpfung führen, zur Abstumpfung, auch zur Resignation, Empathie nicht.

Das heißt nicht, dass empathisch sein viel einfacher ist als solidarisch – eher im Gegenteil. Empathie braucht ein hohes Maß an Menschlichkeit aber auch Klarheit über die eigenen Werte im Leben und die Fähigkeit, angstfrei und auf Augenhöhe auf den anderen zuzugehen. Ein hoher Anspruch. Aber die einzige Möglichkeit, die uns davor schützen kann, uns selbst nicht zu missachten und trotzdem unser Herz nicht verhärten zu lassen gegenüber jenen, die unsere ausgestreckte Hand gerade in diesem Moment brauchen.

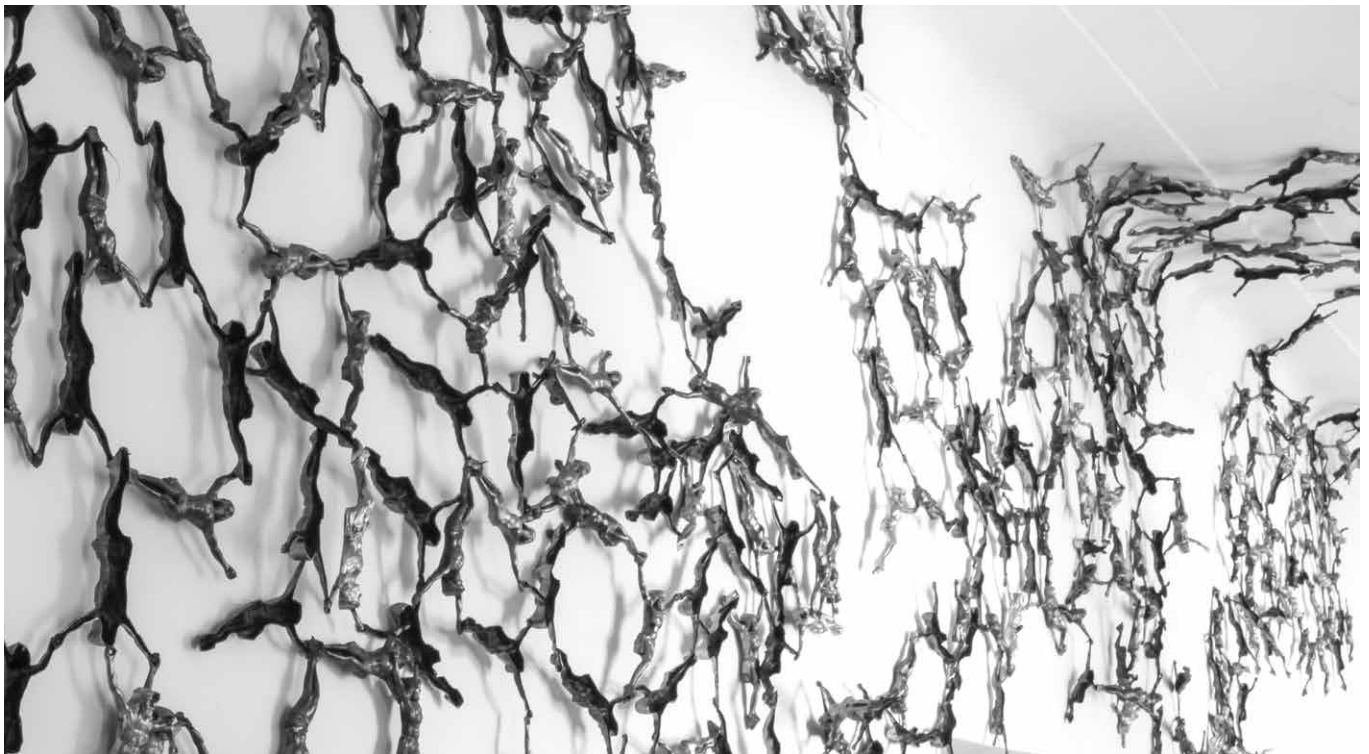


Foto: Neuhold

Mag.ª Andrea Kager-Schwar, MA, Studium der Betriebswirtschaftslehre und des Medienlehrgangs an der Universität Graz. Journalistin und Moderatorin, seit 1988 Redakteurin im ORF. Schwerpunkt: Religion und Gesellschaft.

Schicksalen ein Gesicht geben

Hermann Glettler ist Pfarrer im multikulturellen Grazer Bezirk Gries, Künstler und Initiator zahlreicher Kunstprojekte. Im kommenden Jahr wird er als Bischofsvikar für Caritas und Evangelisierung besondere Verantwortung in der Diözese Graz-Seckau übernehmen. Ausgehend von seiner Kunst-Installation „crossfit“, die im Rahmen der Ausstellung „Reliqte. Reloaded. Zum Erbe christlicher Bildwelten heute“ im Kulturzentrum bei den Minoriten zu sehen ist, haben **Alois Kölbl** und **Peter Rosegger** mit ihm über die Bedeutung von Solidarität in Kirche und Gesellschaft gesprochen.



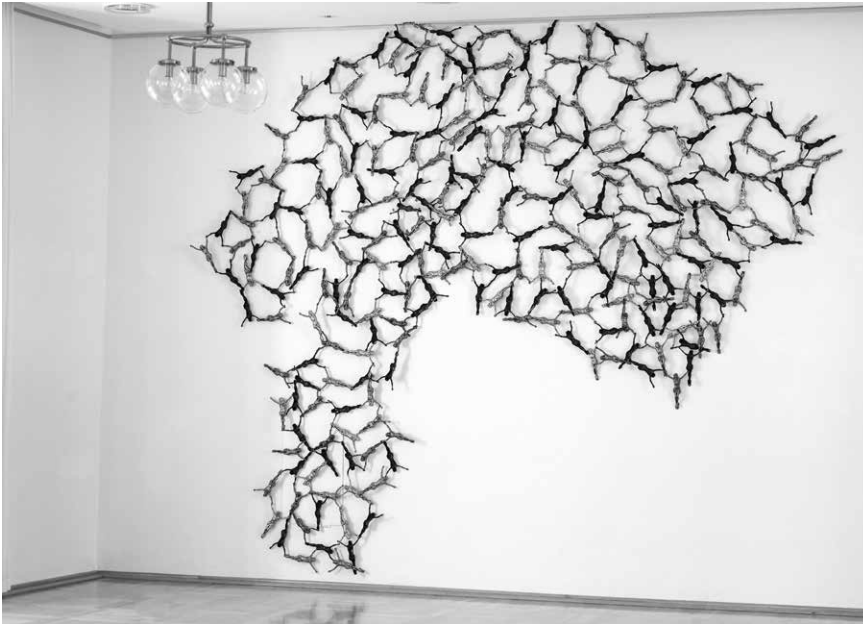
Hermann Glettlers Kunstintervention „crossfit“ (2015) ist aktuell im Rahmen der Ausstellung „reliqte reloaded“ im Kulturzentrum bei den Minoriten in Graz zu sehen.
Foto: Rauchenberger

Von AusstellungsführerInnen hören wir, dass von BesucherInnen als erste Assoziation zu deiner Arbeit „crossfit“ oftmals der Begriff „Solidarität“ genannt wird. Entspricht das deinen künstlerischen Intentionen?

Solidarität, bei der jeder Teil eines Ganzen ist, ist ein wichtiger Aspekt dieser Arbeit.

Jedes Kreuz in diesem dynamischen Geflecht steht für ein totes Individuum, für einen konkreten Menschen. Das Material für „crossfit“ sind Kreuze, die vor der Kremation von Särgen entfernt wurden und für den Müllcontainer bestimmt waren. Aus diesem recycelbaren Abfall habe ich ein akrobatisches Netz gebildet. Ja, es geht um Solidarität. Ich denke an das soziale Netz in

unserem Staat, aber auch an die großartigen Netzwerke immenser Hilfsbereitschaft, die wir jetzt gesehen haben. Nicht zu vergessen die vielen Netzwerke der kulturell und gesellschaftspolitisch Engagierten. Aber natürlich gibt es auch die dunklen Netzwerke auf allen Ebenen – Lüge, Gier und Ausbeutung. Global gesehen ist die Rede von „Strukturen der Sünde“ angebracht,



Hermann Glettler, crossfit, Bildungshaus Graz-St. Martin, 2015.
Fotos: Jesionka

weil durch eine ungezügelter Finanzwirtschaft und unseren maßlosen Lebensstil ganze Weltregionen in den Ruin getrieben werden. Um dagegen anzugehen braucht es nicht nur einen guten Willen, sondern auch so etwas wie Erlösung.

Also geht es auch um eine religiöse Dimension?

Ja. Wenn man Sünde in ihrer bedrohlichen Auswirkung bedenkt, wird klar, dass unser menschliches Vermögen, dies alles wieder ins Lot zu bringen, nicht ausreicht. Das Bekenntnis zu einem Retter bekommt eine neue Bedeutung, sowohl für das Kollektiv, als auch für das einzelne Subjekt. Jeder einzelne Kunststoff-Corpus repräsentiert einen Menschen, dessen Identität nicht bekannt ist. Dieser einzelne, dessen Leib verbrannt wurde, hat trotzdem ein bleibendes Angesicht. Er hat in Christus einen Verbündeten, der den Tod überwunden hat. Also ein Netz der Befreiten! Sie tanzen doch alle, nicht wahr?!

Diese Kreuze, die zu einem ganz existentiellen Moment des Lebens gehören, bestehen aus einem billigen Material. Ist das nicht respektlos?

Es kommt meinem künstlerischen Tun entgegen, dass das vorgefundene Material „billig“ ist, nichts von Noblesse oder Bedeutung. Das ist eine gute Tarnung, um wesentliche Fragen thematisieren zu können. Es schützt vor einem falschen Pathos, dem explizit religiöse Kunst sonst sehr oft erliegt. Auch der Titel ist eine Tarnung: „crossfit“ ist eine Gymnastik- und Fitnessbewegung, die von Amerika ausgehend weltweit einschlägige Studios betreibt. Auf diesem Hintergrund habe ich versucht, die Kunststoffkreuze so miteinander zu verschweißen, dass sie sich gegenseitig zu einer körperlichen Höchstleistung zu stimulieren scheinen. Es geht dabei natürlich nicht um eine physische Fitness, sondern um eine seelische und solidarische.

Du stehst als Priester und Künstler vielfach an der Schnittstelle zwischen theologischer und profaner Welt. Was bedeutet für Dich der zunächst profane Begriff Solidarität?

Solidarität ist eine innere Verbundenheit, die sich in einer authentischen Lebenspraxis erweisen muss. Vor den vielen Eigeninteressen geht es um ein größeres Gemeinwohl. Solidarität ist das Wissen, dass ich

mich dem Ja anderer Menschen verdanke und dass ich nicht allein auf dieser Welt bin. Mein Verhalten sollte eine Antwort darauf geben. Es geht immer wieder um den Aufbau belastbarer Netzwerke, damit niemand längerfristig oder für immer sein Leben auf der Verliererseite verbringen muss. Solidarität ist ein Bewusstsein der Zusammengehörigkeit. Unser Papst weist in seiner sozialkritischen Umweltenzyklika mehrmals darauf hin: Alles hängt mit allem zusammen! Das Tun des Einzelnen ist konstitutiv für das Ganze, auch bestimmend für das Schicksal der verletzten Schöpfung.

Kann der Begriff Solidarität Teil kirchlicher Verkündigung sein?

Er muss Teil der Verkündigung und Teil der Lebenspraxis der Kirche sein. Gerade der pastorale Impetus von Papst Franziskus drängt uns, vom Evangelium zu sprechen und es in Freude und Dankbarkeit zu leben. Dann erst wird es verständlich. Solidarität gehört zum Grundauftrag der Kirche. Theologisch heißt Solidarität Caritas und meint eine tätige Liebe, die davon inspiriert ist, dass Gott uns zuerst geliebt und ins Dasein gerufen hat.



Papst Franziskus spricht sich immer wieder gegen eine Entwertung des Menschen aus. Wie beeinflusst Dich sein Pontifikat?

Franziskus ist ein Geschenk für die Welt! Besonders wichtig sind die Zeichen, die er setzt, wie etwa seine Reise nach Lampedusa. Dadurch hat er zwar die Situation von Flüchtlingen nicht unmittelbar verbessert, aber der Weltöffentlichkeit vor Augen geführt, dass diese große humanitäre Katastrophe kein unabwendbares Schicksal ist. Sie ist vielfach verschuldet und wir alle sind beteiligt. Als erstes braucht es die Fähigkeit, wieder zu weinen und das Leid der Vielen an sich heranzulassen. Der Papst ermutigt zum direkten Kontakt mit den Armen, um nicht der „globalisierten Gleichgültigkeit“ zu verfallen.

Was bedeutet das für die Kirche in der Steiermark?

Caritas und gelebte Solidarität gibt es in vielfacher Ausprägung in unserer Diözese. Ich nehme das alles sehr dankbar wahr. Aber es gibt neue Herausforderungen. Caritas darf nicht an Spezialisten delegiert werden. Sie ist ein Grundauftrag jeder christlichen Gemeinschaft und

Gemeinde. In der aktuellen Flüchtlingsarbeit braucht es neben der Notversorgung und Betreuung der Flüchtlinge auch eine innere Aufbauarbeit für die aufnehmende Bevölkerung. Menschen müssen befähigt werden, Räume zu öffnen und „Inseln der Dignität“ (Clemens Sedmak) zu schaffen. Die Ressourcen der Nächstenliebe dürfen längerfristig nicht versiegen.

Kirche und Caritas gehören zusammen, werden von der Öffentlichkeit aber oft als zwei getrennte Organisationen wahrgenommen. Wie siehst Du diese Ambivalenz?

Kirchliches Handeln sollte in den verschiedenen Bereichen gesellschaftlichen Lebens heilsam und Notwendend sein. Wenn das Evangelium so gelebt wird, kann dies für Leute attraktiv sein, die sonst mit Kirche nichts zu tun haben. Zur wirklichen Caritas gehört auch das Speisen der spirituell Hungrigen. Gottes Wort ist die beste Nahrung! Abgesehen davon braucht es viel Reflexionsarbeit. Martin Luther King hat einmal gesagt: „Wahre Solidarität ist mehr als die Münze, die man dem Bettler hinwirft, sie ist nicht zufällig und gedankenlos. Sie kommt zu der Einsicht, dass ein Land, das Bettler hervorbringt, umgebaut

werden muss.“ Analog dazu: Eine Weltpolitik, die so viele Flüchtlinge hervorbringt, muss sofort umgebaut werden.

Gibt es auch in der Kunst einen ethischen Auftrag?

Durch die Intensität des künstlerischen Ausdrucks werden im Idealfall immer alle Fragen der Welt verhandelt. Kunst leistet eine Intensivierung von Lebenserfahrung, auch von Lebenslust, und sie macht ebenso sensibel für die großen ethischen Fragen der Zeit. Manchmal gibt es in der Kunst auch die freche Ironie und den prophetischen Zorn, um Missstände anzuprangern.

Auch die Kath. Hochschulgemeinde hat einen solchen ganzheitlichen Ansatz. Was würdest Du im Blick auf das Einüben solidarischen Handelns Studierenden raten?

Das Studium gut zu absolvieren und trotzdem nicht mit Scheuklappen durch die Welt zu laufen, das wär schon was. Ich würde empfehlen, so oft wie möglich und in fast allen Disziplinen die Fragen internationaler Verantwortung mit zu sehen. Ebenso raten würde ich allen Studierenden, sich bei einem bestimmten Projekt sozial zu



Hermann Glettler, *crossfit*,
Kulturzentrum bei den Minoriten, 2015.
Foto: Nestroy

engagieren. Beides gibt eine Weite, von der man persönlich und vielleicht sogar auch beruflich einmal profitiert.

Du bist Pfarrer im multikulturellen Griesviertel, in dem gesellschaftliche Entwicklungen antizipiert werden. Welche Erfahrungen kannst Du weitergeben?

Es zahlt sich aus, viel Zeit in Basisverständigung zu investieren, um nicht nur nebeneinander, sondern möglichst miteinander zu leben. Eine gute Nachbarschaft schont die Nerven und ist eine wichtige Investition für den sozialen Frieden einer Gesellschaft. Ohne Verzicht geht jedoch nichts. Es ist wie in einer brauchbaren Ehe: Jeder muss von seinen Wünschen und Idealvorstellungen etwas abtreten, damit etwas Neues entstehen kann. Unter guter Integration verstehe ich eine weitreichende Kommunikationsfähigkeit. Die konkrete Nachbarschaft im Bezirk ist jedenfalls ein Lernort, in dem die „große Welt ihre Probe hält“.

Ist Solidarität begrenzt?

Sie ist weit gefasst, aber immer auch verbunden mit der Förderung von Eigenverantwortung jedes einzelnen. Überversorgung und Bemutterung hat sicher nichts mit Solidarität zu tun. Ein Limit von Solidarität muss dennoch gut begründet sein. Wirklich grenzenlos ist nur Gottes

Barmherzigkeit. Ein Staat etwa muss seine Kapazitäten kennen und wird nicht alle aufnehmen können, die in das Land kommen möchten. Er muss seine Souveränität behalten, um zu verhindern, dass unkontrollierbare Kräfte die Steuerung übernehmen. Das ist eine Grenze, die im konkreten Fall auch Leid verursachen kann. Würde der Staat instabil werden, kann er keine Solidarität mehr gewährleisten.

Unsere Gesellschaft beginnt sich zunehmend zu polarisieren.

Man muss jeder Form von Radikalisierung etwas entgegen halten. Die Kirche

kann dabei vermitteln. Hier hilft oft, das Schicksal von Einzelnen in den Blick zu nehmen und nicht nur grob vereinfachende Lösungen anzubieten. Kommunikation auf allen Ebenen ist unersetzlich. Eine falsch verstandene und überzogene *political correctness* kann ebenso Aggressionen fördern. Es braucht Orte, wo angstfrei gesprochen werden kann und eine gewisse Konfliktfähigkeit trainiert wird. Wichtig ist immer, direkte Begegnungen zu fördern, sodass Menschen sich gegenseitig wahrnehmen können. Durch konkretes Wissen erhalten Schicksale ein Gesicht. Die Zukunft lässt sich nur gemeinsam meistern.

HERMANN GLETTLER



Foto: Neuhold

MMag. Hermann Glettler,

geboren 1965 in Übelbach, studierte Theologie und Kunstgeschichte in Graz, München und Tübingen. 1991 Priesterweihe. Seit 1999 Pfarrer im Pfarrverband Graz-St. Andrä. Herausgeber von „Andrä Kunst“ (Verlag Bibliothek der Provinz, 2013). Ernannter Bischofsvikar für Caritas und Evangelisierung.

Formelle und informelle Solidarität

Über das Verhältnis von organisiertem Ehrenamt in großen Hilfsorganisationen und Nachbarschaftshilfe sowie dessen Bedeutung in der Gesellschaft.

Von Theresa Stampler



Hermann Glettler, It's not easy at all, 1993. Foto: KHG

„Rot-Weiß-Rot zeigt sich hier von der schönsten Seite“ und er sei „sehr stolz“, hob Bundespräsident Heinz Fischer die Hilfsbereitschaft der freiwilligen HelferInnen am Wiener Westbahnhof hervor, die sich im September um die dort durchreisenden Flüchtlinge kümmerten. Und tatsächlich gab die Krise dieses Sommers ein seltenes Beispiel für gelingende Zusammenarbeit von hilfsbereiten Privatpersonen, staatlichen Einsatzkräften, Infrastruktureinrichtungen (in diesem Fall der ÖBB) und den großen Hilfsorganisationen. Spontan ist in der Krisensituation jenseits politischer Entscheidungsprozesse ein buntes und vielmaschiges Netz entstanden, das die Flüchtlinge aufgefangen und getragen hat. Die vielfältigen Bänder von Einzelinitiativen und die großen Seile der professionellen Einsatzkräfte wurden von den Freiwilligenorganisationen zu einem großen Netz verwoben und neue Knoten geknüpft, sodass dieses auch die HelferInnen untereinander verband.

NGOs und Freiwillige als nicht wegzudenkende Player

Österreich gehört, was die Stunden an Freiwilligenarbeit angeht, zum EU-Spitzenfeld. Das Bundesministerium für Soziales hält im 2. Freiwilligenbericht 2014 fest, dass 46% der österreichischen Bevölkerung ab 15 Jahren in irgendeiner Form freiwillig tätig sind, das sind 3,3 Millionen ÖsterreicherInnen. Die Flüchtlingskrise des Sommers hat aufgezeigt, dass es in Österreich Lücken im staatlichen System gibt, die von NGOs und deren Freiwilligen gefüllt werden. Sie sind nicht wegzudenkende Player im Sozialstaat geworden.

Und ehrenamtlich zu helfen ist „in“ – nicht erst seit der Flüchtlingskrise. Motivationen dafür sind unter anderem „etwas Gutes zu tun“, Kontakte zu knüpfen, etwas Neues zu lernen oder etwas in unserer Gesellschaft zu bewegen.

Das Engagement geht quer durch die Alters- und Gesellschaftsschichten; 15 – 29-jährige sowie die Altersgruppe 50+ sind biographiebedingt am stärksten vertreten. Spätestens mit dem Jahr der Freiwilligen 2011 wurde die große Professionalisierung ehrenamtlicher Arbeit in den Hilfsorganisationen sichtbar: Auswahlverfahren entscheiden, wer wie ehrenamtlich helfen kann und darf, Aus- und Fortbildungen werden angeboten, FreiwilligenkoordinatorInnen coachen und supervidieren, und gesetzliche Rahmenbedingungen sowie Versicherungen regeln Status und Absicherung für die HelferInnen.

... nur für die Nachbarin einkaufen gehen

Neben formeller Freiwilligenarbeit in Organisationen gibt es immer noch die Nachbarschaftshilfe, im Fachjargon „informelles Engagement“. Dieses reicht von Fahrtendiensten bis Einkaufshilfe und bleibt sehr oft im familiären und nachbarschaftlichen Umfeld. Frauen engagieren sich dabei mehr als Männer und Menschen die am Land leben mehr als StädterInnen. Überraschend ist, dass Menschen mit Migrationshintergrund (in der 1. Generation) eher schwach in der formellen Freiwilligentätigkeit vertreten sind, dafür aber in der informellen Freiwilligentätigkeit mit Abstand vorne liegen: sowohl Männer als auch Frauen. Informelle Freiwilligenarbeit passiert oft unbemerkt im Alltag und wird von den HelferInnen meist als nachbarschaftliche Selbstverständlichkeit gesehen.

Hilfe beim Helfen

Wieso wurde das nachbarschaftliche Engagement in Städten geringer, während die großen Hilfsorganisationen von einem Helfer-Boom sprechen?

„Was ist, wenn ich beim Wiederbeleben jemandem die Rippen breche: werde ich dann angezeigt?“, lautet eine häufige Frage bei Erste-Hilfe Kursen. Und es mehren sich die Anzeichen, dass HelferInnen Angst haben, beim Helfen „etwas falsch“ zu machen, einen Schaden an Personen oder Dingen zu verursachen. Berichte über Klagen und der hohe Professionalisierungsgrad in Arbeitswelt und Ehrenamt tragen zu dieser Angst bei. Die Stadt Wien bietet deswegen sogar eine Versicherung für ehrenamtlich tätige Privatpersonen an.

Einem Obdachlosen ein paar Euro zu geben ist einfach. Aber woher weiß ich, ob er wirklich bedürftig ist? Hat er einen Schlafplatz und Essen, ist er medizinisch versorgt, und hat er Zukunftsperspektiven? Komplexe und zeitaufwändige Problemstellungen überfordern den/die Einzelne/-n schnell. Organisationen übernehmen dagegen professionell die Aufgabe, Menschen mit Nöten zu orten, ihre Probleme aufzudröseln und strukturiert zu lösen. Sie bieten Freiwilligen an, in klar umrissenem (Zeit-) Umfang

und den persönlichen Möglichkeiten entsprechend zu helfen: mit Sach- und Geldspenden oder konkreter Arbeit und Zeit. Dennoch merken auch die großen Organisationen, dass informelles Engagement eine wesentliche Qualität in die Gesellschaft einbringt. So hat das Wiener Hilfswerk Nachbarschaftszentren eröffnet, die „Orte gegenseitiger Hilfe zwischen Menschen aller Generationen und sozialen Schichten“ sein wollen.

Informelle Solidarität ist mehr als Helfen

Die Flüchtlingskrise dieses Sommers hat eine Welle der Solidarität und des spontanen Helfens ausgelöst. Hunderte Menschen ließen sich von den Bildern im Fernsehen berühren, sodass sie spontan und konkret handelten und für die Flüchtlinge Partei ergriffen. Viele informelle Initiativen wurden erst nach und nach von den großen Hilfsorganisationen erfasst und die Arbeit strukturiert. Damit wurde die Vermittlungsfunktion zwischen Hilfsbedürftigen und HelferInnen, die Hilfsorganisationen meist haben, ausgeschaltet oder kam erst im Nachhinein zu Tragen. Solidarität, die sich in informellem Engagement ausdrückt, lässt viel stärker die Notsituation des Gegenübers spüren und macht die notwendigen Dimensionen des Helfens sichtbar. Auch Pfarren nahmen Flüchtlinge auf. Sie haben damit in vielen Fällen nicht nur Häuser bereitgestellt, sondern den oft an die Caritas „ausgelagerten“ Auftrag emotional und praktisch zurück in die Mitte ihrer Gemeinden geholt.

Das Netz der – formellen wie informellen – Solidarität, das im Zuge der Flüchtlingskrise in Österreich entstanden ist, trägt Modellcharakter. Zu dem starken aber manchmal auch grobmaschigen Netz des Sozialstaates und der NGOs sind zahlreiche kleine Fäden und Knoten hinzugekommen. Viele Menschen bringen ihre Fähigkeiten kreativ und individuell ein: die Bandbreite reicht hier vom Austeilen von Wasser und Lebensmitteln am Bahnhof bis hin zum Angebot von Trauma-Therapie. Das Netz ist nicht nur dichter sondern auch bunter geworden – um viele individuelle Gesichter und Geschichten von HelferInnen, die sich berühren und bewegen lassen.

Mag.^a Theresa Stampler, BA, geboren 1985 in Graz, Studium der Theologie und Kunstgeschichte in Graz und Fribourg. 2009 – 2014 Ausbildung und Mitarbeit in der Krankenhausseelsorge. 2012 – 2014 Koordinatorin der VinziWerke Wien. Seit September 2014 Bildungsreferentin der Kath. Hochschulgemeinde und des Forum St. Severin – Kath. Akademikerverein der Diözese Linz.



Foto: KK

So wie im Innen so im Außen

In einer zunehmend globalisierten Welt haben Massenmedien und Online-Netzwerke ein erhebliches Potenzial. Leider sind es größtenteils negative Berichte, die die meiste Sendezeit bekommen.

Von Martina Linzer



Edgar Honetschläger, 330 Filosofiana, Filmstill, 2015. © Honetschläger

Es gibt eine große Menge an Literatur über die Beziehung zwischen Medien und Konflikten; jedoch gibt es nur sehr wenig Forschungsmaterial, das die Rolle der Medien als Beitrag zur Friedensförderung untersucht. Eine der herausragendsten Plattformen für Friedensarbeit „online und offline“ heißt „Peace Revolution“. Seit 2008 bietet dieses Projekt ein Netzwerk für junge Menschen aus der ganzen Welt, um positive Botschaften und Tätigkeiten im Zusammenhang mit Frieden zu stärken und zu teilen.

Peace Revolution zielt darauf ab, junge Menschen über ein Self-development Programm zu helfen, fundierte und moralische Entscheidungen zu treffen, und Möglichkeiten für zivilgesellschaftliches Engagement in ihrem Umfeld aber auch global aufzuzeigen. Durch dieses Netzwerk werden kulturübergreifende Partnerschaften und Begegnungen gefördert und Kooperationen und Synergien für friedvolles Miteinander entstehen mit dem Abbau von Vorurteilen und Stereotypen.

Online-und Offline-Medien für den Frieden

Durch den raschen Wandel von Technologien und die weltweite Vernetzung über social media ist authentische Berichterstattung und Informationsweitergabe von „ganz normalen Menschen“ direkter möglich, was aber auch eine große Herausforderung für die interkulturelle Kommunikation bedeutet. Das Informationszeitalter wird von einer ständig wachsenden Zahl von Verbindungen zwischen Menschen auf der ganzen Welt geprägt, und die verschiedenen Nutzer und Medienproduzenten sollten sich dieser Verantwortung, in ihren Botschaften präzise und ehrlich zu sein, bewusst werden.

Peace In- Peace Out

Die Plattform entstand 2008 und umfasst derzeit 55.000 TeilnehmerInnen aus 236 Ländern. Zielgruppe sind junge Menschen im Alter zwischen 18 und 30 Jahren. Das Kernprinzip des

Programms ist, dass es nur dann, wenn Menschen den inneren Frieden (Peace in) erlebt haben, auch nachhaltig einen Schritt Richtung Weltfrieden (Peace Out) setzen können. Die TeilnehmerInnen werden als „Peace Rebels“ bezeichnet und sollen inspiriert und ausgebildet werden, um eine Transformation für sich selbst und dann die Gesellschaft zu erwirken.

Die interaktive Online-Plattform erfüllt verschiedene Funktionen: Einerseits die Ausstattung von Peace Rebels mit Werkzeugen für das persönliche Erfahren von innerem Frieden, andererseits die Ermutigung Erfahrungen mit der Community zu teilen und miteinander an einer gemeinsamen Mission zu arbeiten. Wichtig dabei ist, dass der Austausch nicht nur online stattfindet, sondern, dass die Mitglieder auch offline Möglichkeiten erkennen, um für den Frieden in ihrem Lebensumfeld etwas beizutragen. Die Peace Rebels entwickeln mit der Unterstützung der Community eigene (offline)- Friedensprojekte, die als sogenannte „Special Ops“ bezeichnet werden. Special Ops können etwa Peace-Events als Ereignis für Familie, Freunde, oder Menschen in der Gemeinde sein, wie auch kreative Aktivitäten in der Öffentlichkeit, Friedensjournalismus oder Freiwilligenarbeit.

Mut zu teilen

Zusätzlich gibt es als Motivation noch eine face-to-face-Komponente: ein Fellowship-Programm, zu dem aktive Peace Rebels aus allen Ländern eingeladen werden und wo die Herstellung von Synergien von diversen Aktivitäten für Frieden gefördert wird. Die Online-Plattform ermutigt die Peace Rebels, ihre positiven Erfahrungen und Geschichten zum Thema Frieden in einem Blog zu teilen und somit andere zu inspirieren, ähnliche Friedensprojekte in der ganzen Welt zu initiieren. Dies erzeugt eine hohe Gruppendynamik und ein Zusammengehörigkeitsgefühl. Sie selbst werden zu Vorbildern füreinander und lernen voneinander.

„Das Verständnis und die Akzeptanz für andere Kulturen wird durch die Verbindung mit Gleichgesinnten und das Teilen von Geschichten immer profunder. Die alltäglichen Beziehungen zu Familie, Freunden, und anderen Akteuren der Gesellschaft verändern sich zum Positiven. Höherer Respekt für Leben, Eigentum, Familie, Aufrichtigkeit und Integrität, sind die Konsequenz der Vermittlung von grundlegenden Werten für friedliches Zusammenleben“, so der Tenor der Kommentare von Peace Rebels auf der Plattform.

Der nächste Schritt in der interkulturellen Kommunikation

Identifizierung mit anderen ist ein wichtiges Thema bei der Entwicklung von interkultureller Kompetenz. Die Special Ops ermutigen die TeilnehmerInnen, ihre Erfahrungen durch deren Veröffentlichung auf der Plattform zu teilen. Diese Geschichten sind für ein extrem vielfältiges internationales Publikum geschrieben, und als solche müssen sie so kommuniziert werden, dass für die Leser die Gemeinsamkeiten mit anderen im Vordergrund stehen, und dennoch die Vielfalt der kulturellen Hintergründe respektiert wird. Dafür werden die Peace Rebels von speziellen Peace Coaches unterstützt. Wenn Menschen aus verschiedenen Kulturen miteinander kommunizieren teilen sie oft nicht die gleichen Grundregeln der Kommunikation und Interaktion und dies bildet den Ausgangspunkt für Missverständnisse oder fälschliche Interpretation. Gerade deshalb legt Peace Revolution so großen Wert auf reflektierten Umgang, Bewusstsein und Ausdruck jedes Einzelnen, da nur durch Verständnis und Akzeptanz anderer Kulturen Frieden erreicht werden kann.

Medien allein reichen natürlich nicht aus, um Konflikte friedlich zu lösen, jedoch haben sie ein großes Potenzial für die Bewältigung von Problemen der interkulturellen Kommunikation. Einen persönlichen Zugang zum Friedenthema zu schaffen und sich der eigenen Rolle als Multiplikator bewusst zu werden, sich für Frieden online oder offline einzusetzen und im eigenen Lebensumfeld damit zu beginnen, anstatt auf Wunder von außen zu warten, ist wohl die zentralste Erkenntnis, die über Peace Revolution verbreitet wird.

„Durch das Peace Revolution Netzwerk habe ich es geschafft, mich in einer Weise selbst besser kennenzulernen. Eine neue Perspektive hat sich gezeigt, wie ein Spiegel, der mir vorgehalten wurde, damit mir mein Verhalten bewusst werden konnte. Frieden im Geiste zu finden, Gedanken, Gefühle und Taten miteinander in Einklang zu bringen, mit dem was in der Welt passiert, ist wesentlich für meine persönliche Weiterentwicklung. Die Angst in mir vor Krieg zu transformieren, indem ich aktiv und von Herzen etwas für den Frieden tue, macht Sinn und befreit.“ fasst Mira, Peace Rebel aus Österreich, ihre Erfahrung mit dem Netzwerk zusammen.



Foto: Stermitz

Mag.^a Martina Linzer, geboren 1985 in Friesach/Kärnten, Studium der Rechtswissenschaften und der Romanistik in Graz. Seit 2009 Unternehmerin. Projektleiterin „Pilgrimage Europe SI-AT“.

Hilfe, die Flüchtlinge kommen!

Die moderne Dreifaltigkeit des WWW ist voll von Mythen zum Asylthema.¹ Meist ohne Quellenangaben oder unter Berufung auf eine der zahlreichen Hetzseiten werden auf

Facebook, Twitter und Co Luxusflüchtlinge und Dschihadisten „entlarvt“.

Markenzeichen: extrem schlechtes Deutsch. Im Folgenden sollen ein paar der besonders strittigen Punkte diskutiert werden.

Von Florian Mittl



Flüchtlinge beim Grenzübergang Nickelsdorf im Burgenland. Foto: Gsellmann

„Es kommen fast nur Männer.“

Es stimmt, dass bis zu 80% der nach Europa strömenden Asylwerber männlichen Geschlechts sind. Dafür gibt es mehrere Gründe: Erstens haben viele Familien in Krisenregionen gerade genug Geld, um ein Familienmitglied nach Europa zu schicken, in der Hoffnung, dass sich diese Person eine neue Existenz aufbauen und somit den Rest der Familie unterstützen kann. Bei Preisen von mehreren tausend Euro pro Überfahrt ist es auch kein Wunder, dass man den kräftigsten und intelligentesten Sohn der Familie auswählt. Laut UNHCR befinden sich aber z. B. in den Flüchtlingslagern im Libanon gleich viele Frauen wie Männer. Der Familiennachzug ist übrigens klar geregelt: Es können nur direkte Familienangehörige nachgeholt werden, also Eltern und Kinder, nicht der gesamte Familienverband.

„Wir können nicht alle aufnehmen und sollten die Lebensbedingungen in den Heimatländern verbessern.“

Stimmt, nur klingt das angesichts eines Bürgerkriegs in Syrien, wo die Konfliktparteien alles andere als eindeutig unterscheidbar sind und europäische und andere Großmächte Stellvertreterkriege führen, äußerst zynisch. Es wäre sinnvoll, legale Einwanderungsprogramme zu entwickeln, um Menschen davon abzuhalten, ihr Leben auf zumeist wahnsinnigen Reiserouten zu riskieren.

Die derzeitige Flüchtlingskatastrophe war absehbar. Erst jetzt, wo ganz Europa davon betroffen ist, entschließt man sich, etwas zu tun. Dabei wird der alte Kontinent nach wie vor nicht überrannt: Allein im Libanon, wo es knapp



Flüchtlingsnotunterkunft in Graz-Webling. Foto: Caritas

fünf Millionen Einwohner gibt, leben 1,2 Millionen syrische Flüchtlinge, in Syrien selbst gibt es 9 Millionen Binnenflüchtlinge. Mit einem Aufteilungsschlüssel für ganz Europa sowie dem Ausbau von Flüchtlingslagern und Sicherheitszonen in den Krisenländern (mit der Möglichkeit, sofort einen Asylantrag zu stellen), ist die Situation auch in Zukunft zu meistern.

Dabei hat die Alpenrepublik eine wahre Erfolgsgeschichte im Umgang mit Migration: Ungarnaufstand, Prager Frühling und der Zerfall Jugoslawiens brachten zehntausende Flüchtende ins Land. Natürlich verbindet uns mit unseren europäischen Nachbarn kulturell und historisch mehr als mit Muslimen aus Syrien oder dem Irak, aber in Zeiten des „Global Village“ sollte auch in diesem Fall Integration möglich sein. Bei Verstößen gegen unseren demokratischen und sozialen Rechtsstaat gibt es immer noch die Möglichkeit einer begründeten Abschiebung.

„Über die Flüchtlingsströme sickern IS-Soldaten ins Land.“

Laut den Anti-Terror-Experten des Innenministeriums ist dies nicht der Fall, da sich die selbst ernannten Gotteskrieger einem zu hohen Risiko aussetzen würden. Dazu Nahost-Expertin Petra Ramsauer: „Die Flucht über Land oder Wasser dauert ja unnötig lange und ist unnötig beschwerlich. Da der IS so irrsinnig viel Geld hat, ist es ein Leichtes, Pässe herzustellen, teils auch EU-Pässe, die bei Europol nicht registriert sind. Die IS-Terroristen brauchen somit nur ins Flugzeug zu steigen, um herzukommen.“² In abgelegenen Kellergebetsräumen tätige Hassprediger sind aber auf jeden Fall strafrechtlich zu verfolgen und das Verbot von Auslandsfinanzierungen religiöser Funktionsträger ist sinnvoll.

„Asylwerber laufen mit teurer Markenkleidung und Handys herum.“

Auch eine nicht finanzkräftige Familie kann z. B. an Nike-shirts herankommen, sei es aus Sachspenden oder durch den Erwerb von billigen Fälschungen. Außerdem macht gerade politische Verfolgung nicht vor Wohlhabenden halt. Auch von uns würde wohl kaum jemand ausgerechnet das Handy zurücklassen, wenn er oder sie aus der Heimat flüchten müsste. Das Mobiltelefon ist wertvoller Begleiter auf der Flucht und oft die einzige Möglichkeit, mit den Angehörigen in Kontakt zu bleiben. Lokale Prepaid-Sim-Karten oder von Hilfsorganisationen in den Lagern angebotenes WLAN halten die Kosten gering.

„Zuwanderer sind schuld an der hohen Arbeitslosigkeit.“

Die Hauptursachen für die (in Österreich immer noch relativ niedrige) Arbeitslosigkeit liegen in der noch immer nicht überwundenen Wirtschaftskrise. Asylwerber dürfen in Österreich nur sehr eingeschränkt arbeiten: als Erntearbeiter, Saisonarbeitskraft, Zeitungsausträger, im Gemeindedienst (jeweils maximal 110 Euro im Monat) sowie als Lehrlinge (bis 25 Jahre) in Mängelberufen, sowie (relativ uneingeschränkt) im ältesten Gewerbe der Welt. Erst als anerkannte Flüchtlinge haben sie Zugang zum Arbeitsmarkt. Asylwerber nehmen uns also keine Arbeitsplätze weg und laut Wifo ist bei 40.000 zusätzlichen Personen am Arbeitsmarkt mit einem Anstieg der Arbeitslosigkeit von 0,023 Prozent zu rechnen. Wifo-Chef Karl Aiginger rechnet damit, dass ab dem dritten Jahr der Zuzug von Flüchtlingen volkswirtschaftlich gesehen Erträge liefert. „Man darf nicht nur die Kostenseite,

sondern auch die mittelfristige Ertragsseite sehen“, so Aiginger.³ Laut dem deutschen Auswärtigen Amt betrug die Analphabetenrate unter den 15- bis 24-Jährigen in Syrien vor Kriegsausbruch 5,5 Prozent. Dass hier einiges an Potential schlummert und derzeit hauptsächlich Menschen aus der Mittelschicht zu uns kommen, sollte zu denken geben.⁴

„Asylwerber lassen die Kriminalitätsrate ansteigen.“

Laut der Wochenzeitung *Falter* gibt es in Österreich keine zuverlässigen Daten darüber, ob Asylwerber wirklich krimineller sind als die restliche Bevölkerung. Die polizeiliche Anzeigenstatistik nenne mit 10.416 Anzeigen gegen Asylwerber (von insgesamt 255.815 Beschuldigten) im Jahr 2014 zwar einen recht hohen Wert, das hieße jedoch noch nicht, dass wirklich so viele Asylwerber Straftaten begingen. „Erstens wurden nicht alle Angezeigten verurteilt, zweitens kann eine einzelne Person auch mehrfach angezeigt werden und viele Straftaten werden gar nicht angezeigt. Die Statistik ist daher nur bedingt aussagekräftig. Dort, wo derzeit die meisten Asylwerber sind, ist es jedenfalls nicht gefährlicher geworden. ‚Uns ist in der Stadt Traiskirchen kein signifikanter Anstieg angezeigter gerichtlich strafbarer Handlungen aufgefallen‘, sagt ein Sprecher der Landespolizeidirektion Niederösterreich.“⁵

„Asylwerber bekommen alle Sozialleistungen.“

Im Gegensatz zu anerkannten Flüchtlingen und Österreichern haben Asylwerber keinen Anspruch auf Mindestsicherung, Familienbeihilfe oder Kinderbetreuungsgeld. Sie bekommen nur die sogenannte Grundversorgung, die davon abhängt, in welcher Form der Unterbringung sie leben. Wer in einem Asylheim wohnt, bekommt Kost und Logis plus 40€ Taschengeld pro Monat. 19€ täglich gehen an die Quartierbetreiber (die aber für einen gewissen Mindeststandard in den Unterkünften sorgen müssen). In einem Selbstversorgungsquartier bekommt ein Asylwerber von diesen 19€ zwischen 3,5 und 6,5€ ausbezahlt, weil er sich selbst ums Essen kümmern muss. Asylsuchende, die komplett selbstständig wohnen, bekommen höchstens 320€ pro Monat und müssen davon für alles aufkommen und nachweisen, dass sie Miete zahlen.

Anerkannte Flüchtlinge haben genauso wie Österreicher Recht auf Mindestsicherung und Familienbeihilfe. Genau wie Österreicher müssen sie nachweisen, dass sie aktiv Arbeit suchen beziehungsweise die vom AMS angeordneten Deutsch- und Berufskurse belegen. Tun sie dies nicht, wird die Mindestsicherung gestrichen.

Das Antlitz des Anderen

Unzählige Beispiele zeigen, dass Integration funktioniert, sobald konkrete Gesichter da sind. In Gemeinden, die sich zuvor noch gegen „von oben“ aufoktroierte Quoten gewehrt haben, finden sich plötzlich Freiwillige die Deutsch unterrichten, mit den Kindern spielen, zum Essen einladen usw.

Gott-sei-Dank gibt es auch viele kirchliche Initiativen auf diesem Gebiet. Neben viel Gutem, das unbemerkt geschieht, meldet sich die Kirche auch politisch zu Wort. So z. B. der südoststeirische „Don Camillo“, Pfarrer Christoph Wiesler, der im Sommer mit lautem Glockengeläute gegen eine Anti-Asyl-Demo der Identitären Bewegung protestierte und dafür von Bischof Wilhelm Krautwaschl volle Unterstützung erhielt. Oder Stadtpfarrpropst Christian Leibnitz, der jüngst in einem Mail an die Grazer FPÖ-Spitze die an alle Grazer Haushalte gegangene Parteizeitung „Uhrturn“ zum Thema „Asylwahnsinn“ als „menschenverachtende Hetze, nicht nur gegenüber Flüchtlingen, sondern auch gegen Persönlichkeiten in Politik und Gesellschaft in unserem Land“ bezeichnete.

¹ Der ORF hat in Kooperation mit dem Innenministerium, der Polizei, der UNHCR und der Caritas drei besonders oft auf Facebook geteilte Memes auf ihren Wahrheitsgehalt überprüft: <http://orf.at/stories/2283553/2283554/> [abgerufen am 9.9.2015].

² Vgl. Swoboda, Manuela: „Für Ankara rächt sich die Unterstützung des IS“, in: Kleine Zeitung (13.10.2015), 9.

³ Vgl. <http://kurier.at/wirtschaft/wirtschaftspolitik/fluechtlinge-wifo-chef-herausforderungen-sind-managebar/156.554.033> [abgerufen am 07.10.2015].

Vgl. auch Bauböck, Rainer: „In zehn Jahren wird man Merkel dankbar sein“, in: <http://derstandard.at/2000024434319/Migrationsforscher-Bauboeck-In-zehn-Jahren-wird-man-Kanzlerin-Merkel-dankbar> [abgerufen am 27.10.2015]. Der Migrationsforscher unterstützt Kanzlerin Merkels Grenzöffnung nicht nur aus humanitären, sondern auch aus wirtschaftlichen Gründen.

⁴ Das AMS Wien wird im Herbst das Pilotprojekt „Kompetenzcheck“ starten, in dessen Rahmen anerkannte Flüchtlinge zu ihrer Ausbildung und Berufserfahrung befragt werden und über kleine Tests auf ihre Kompetenzen geprüft werden. Ausländische Zeugnisse werden nostrifiziert.

⁵ Narodoslawsky, Benedikt u. a.: Warum haben alle Flüchtlinge Handys?, in: *FALTER* 32/15, <http://www.aktivist4you.at/wordpress/2015/08/10/falter-at-warum-haben-alle-fluechtlinge-handys-und-andere-fragen-fakten/> [abgerufen am 11.10.2015].



Dr. Florian Mittl, geboren 1981 in Graz. Lehramtsstudium Katholische Theologie und Romanistik in Graz und an der Sorbonne Nouvelle in Paris. Josef KrainerFörderungspreis 2013. Religions- und Französischlehrer am BG GIBS, Mitarbeiter am Institut für Fundamentaltheologie in Graz, Referent für Erwachsenenbildung.

Foto: KK

Fluchtpunkt Bildung

In den vergangenen Wochen und Monaten sind hunderttausende Menschen vor Krieg und Terror in ihrer Heimat nach Europa geflohen. Um Flüchtlingen den Zugang zu Bildung in unserem Land zu erleichtern, haben die österreichischen Universitäten im September 2015 die Initiative MORE gestartet.

Von Gudrun Pichler



v.l.: Markus Trebuch, Wolfgang Benedek, Bernhard Sebl, Vizerektor Peter Riedler, Daniela Unger-Ullmann, Rektorin Christa Neuper, GEWI-Dekan Lukas Meyer, Katharina Scherke, Elisabeth Krauss
Foto: Uni Graz/Tzivanopoulos.

Das Ziel der meisten der Menschen, die vor allem aus Syrien aufgebrochen sind, um sich in Sicherheit ein neues Leben aufzubauen, ist Deutschland. Die Flüchtlinge, die seit Wochen von der Türkei und Griechenland durch Osteuropa und weiter durch Österreich auf dem Weg sind, lösen trotzdem auch hierzulande Ängste aus, die sich zum Teil in erschreckenden Auswüchsen an Fremdenhass entladen und sich in Wahlergebnissen niederschlagen. Gleichzeitig aber hat sich auch eine Welle der Solidarität aufgebaut: Viele Personen und Institutionen leisten Hilfe, um die Flüchtlinge menschenwürdig zu empfangen und sie bei der Integration in unsere Gesellschaft zu unterstützen.

Auch die Österreichische Universitätenkonferenz (uniko) hat auf die aktuellen Herausforderungen reagiert und im September 2015 die Initiative MORE gestartet, um AsylwerberInnen und Asylberechtigten den Zugang zu Bildung zu erleichtern. Im Zentrum der Maßnahmen stehen erst einmal vereinfachte Zulassungsverfahren für AsylwerberInnen und Asylberechtigte sowie Deutschkurse.

Zielgruppe sind vor allem jene, die studieren wollen oder ihr Studium durch die Flucht abbrechen mussten und es hier wieder aufnehmen möchten.

„Menschen mit Fluchthintergrund benötigen in erster Linie sichere Unterbringung, Essen und medizinische Versorgung, aber sie brauchen noch mehr, nämlich die Möglichkeit Zukunftsperspektiven zu entwickeln. Und darin können sie die Universitäten unterstützen“, erklärt uniko-Präsident, Rektor Heinrich Schmidinger. „Junge Leute, die durch Krieg und Flucht den Zugang zu Bildung verlieren, drohen zu einer verlorenen Generation heranzuwachsen. Unser Angebot ist eine Einladung an diese Menschen, sich Perspektiven für ein Studium zu eröffnen. Ihre Potentiale, ihr Wissen und ihre Begabungen sind auch ein Mehrwert für die Universitäten und für die Gesellschaft, die sie aufnimmt“, unterstreicht Schmidinger die Bedeutung einer Begegnung auf Augenhöhe.

Für die Ausgestaltung der jeweiligen Angebote und Aktivitäten sind die einzelnen Unis selbst zuständig. „Wir sind

uns unserer gesellschaftlichen Verantwortung bewusst und arbeiten deshalb daran, ein langfristig sinnvolles, flexibel erweiterbares Maßnahmenpaket auf die Beine zu stellen, um auch auf zukünftige Herausforderungen in der Flüchtlingsthematik entsprechend reagieren zu können“, betont Univ.-Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Christa Neuper, Rektorin der Karl-Franzens-Universität Graz.

Vereinfachte Zulassung

Derzeit gibt es an der Uni Graz bereits Vereinfachungen bei der Zulassung zum Studium für Personen mit entsprechendem asylrechtlichen Status. Bei Personen, die zur Inskription nur wenige oder keine Dokumente vorlegen können, weil diese auf der Flucht verloren gingen, wird individuell geprüft, und die Universität entscheidet je nach Problemlage. Ausgenommen von den Sonderregelungen sind Studien mit Aufnahmeverfahren. An der Karl-Franzens-Universität sind dies Psychologie, Betriebswirtschaft, Volkswirtschaftslehre, Biologie, Molekularbiologie, Pharmazie, das Lehramtsstudium sowie einige Studien von NAWI Graz.

Außerdem bearbeitet die Uni Graz Anträge auf Zulassung auch nach Ende der Nachfrist für das kommende Sommersemester 2016, und AsylwerberInnen, die sich in Österreich legal aufhalten, wird der Studienbeitrag für das Wintersemester 2015/2016 erlassen.

Deutsch-Kurse

Eine weitere Sofortmaßnahme sind 100 Plätze in Deutschkursen am Zentrum *treffpunkt sprachen*, die für an der Uni Graz studierende Flüchtlinge reserviert sind. Die Zahl wird nach Bedarf angepasst. Die Kursplätze sind AsylwerberInnen mit bereits bestehendem, befristetem Aufenthaltsrecht gemäß österreichischem Asylgesetz sowie InhaberInnen von Konventions- und Fremdenpässen in Verbindung mit einer Zulassung an der Karl-Franzens-Universität vorbehalten. Um ein homogenes Lernniveau zu gewährleisten, wurden außerdem ein Matura-ähnliches Ausbildungsniveau sowie ein Mindestalter von 18 Jahren als Teilnahmebedingungen angesetzt.

Begleitung im studentischen Alltag

In Kooperation mit der ÖH Uni Graz wird das dort bereits bestehende „Buddy“-System ausgeweitet: Studierende unterstützen Flüchtlinge beim Studium, begleiten sie im Alltag und binden sie in soziale Freizeit-Aktivitäten ein. Auch spezielle Beratungsleistungen werden angeboten, darunter Rechtsberatung, Hilfe bei allen Fragen rund um Studieneinstieg und Studium sowie Tipps zu alltäglichen Fragen wie Wohnen oder Möglichkeiten der Freizeitgestaltung.

Bildungsangebote und Integrationsförderung

Gearbeitet wird an der Entwicklung von Bildungsangeboten, die vor allem eine langfristige Unterstützung von Flüchtlingen und AsylwerberInnen bei der Integration in Österreich gewährleisten sollen. Dazu entwerfen ExpertInnen aus verschiedensten Bereichen, wie etwa Interkulturelle Kommunikation, Mediation und Deutsch als Fremd- und Zweitsprache, gemeinsam Konzepte zur Sprach-, Lern- und Integrationsförderung.

Ein solches Projekt ist die Initiative des Fachdidaktikzentrums der Geisteswissenschaftlichen Fakultät (FDZ GEWI) zur Deutschförderung von Flüchtlingen. In diesem Rahmen werden sogenannte Sprachlern-Tandems organisiert: Lehramtsstudierende von Sprachenfächern, Studierende des Instituts für Theoretische und Angewandte Translationswissenschaft sowie Studierende des Universitätslehrgangs Deutsch als Fremd- und Zweitsprache werden von ExpertInnen in Workshops ehrenamtlich geschult, um Sprachlern-Tandems mit Flüchtlingen in ausgewählten Regionen der Steiermark zu bilden. Die Uni Graz übernimmt die Fahrtkosten der ExpertInnen. Die Konzeption und Organisation der Workshops liegen beim FDZ GEWI, das die Tandems an die Kooperationspartner Caritas, ISOP, *treffpunkt sprachen* und Polytechnische Schule (PTS) Deutschfeistritz vermittelt. Derzeit sind rund 70 Studierende für die Ausbildung angemeldet. Der erste Workshop startete am 22. Oktober 2015.

Zur Umsetzung und Weiterentwicklung des Maßnahmenpakets an der Uni Graz wurde auch ein Spendenkonto für Flüchtlingshilfe eingerichtet. Die Spenden werden zur Finanzierung wissenschaftlicher Lehraufgaben verwendet, die der Flüchtlingshilfe zugutekommen und sind steuerlich absetzbar. Nähere Informationen:

<http://refugees.uni-graz.at>
www.more-uni.at



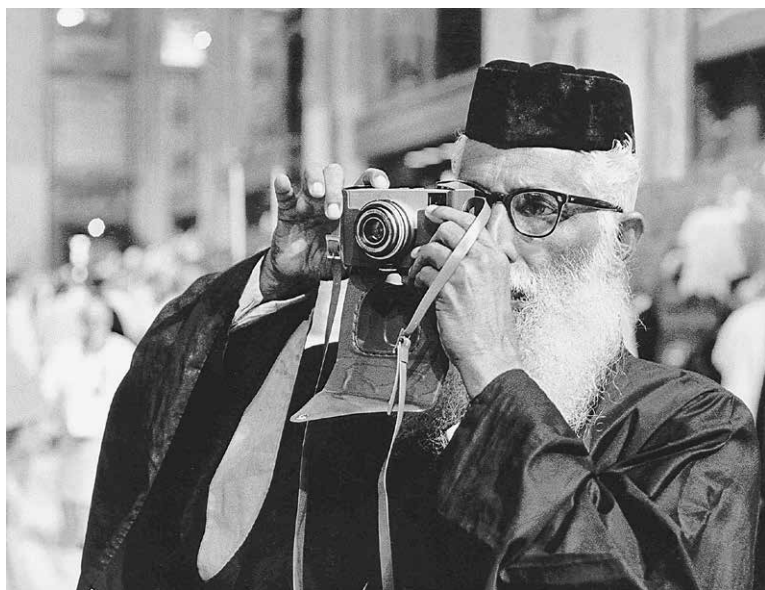
Foto: cp-pictures

Mag.^a Gudrun Pichler, geboren 1969 in Linz, studierte in Graz Anglistik/Amerikanistik. Referentin für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit an der Karl-Franzens-Universität Graz und seit vielen Jahren Redakteurin von Denken+Glauben.

Allgemein.Gut!

Religion ist nicht Privatsache. Das gilt vor allem auch für die Kirche!

Von Hans Putzer



Ein Teilnehmer fotografiert beim Konzil. Foto: KNA

Karfreitag in Österreich, 15 Uhr: Die Gedenkminute im Radiosender Ö1 löst Jahr für Jahr eine höchst entbehrliche Diskussion aus: Initiativen wie „Religion ist Privatsache“ werden nicht müde, uns zu erklären, dass damit (einmal mehr!) der Rubikon der Trennung von Kirche und Staat überschritten und unsere Demokratie somit auf eine nicht zu unterschätzenden Bewährungsprobe gestellt werde. Da mag das so genannte Volksbegehren gegen (ein paar reale und viele vermeintliche) Kirchenprivilegien noch so entlarvend erfolglos geblieben sein, die laizistischen Fundamentalisten kämpfen mit parareligiöser Inbrunst weiter für ihre Sache.

Um hier nicht missverstanden zu werden: Das ist ihr gutes Recht und gerade die Religiösen haben hier die besondere Pflicht, den Diskurs aufzunehmen. Warum sollte in einer liberalen Demokratie, in der rund 70 Prozent der Bevölkerung (zumindest formaliter) Mitglieder einer christlichen Kirche sind, ein öffentliches Sichtbarmachen dieses Glaubens, noch dazu für wenige Sekunden an einem einzigen Tag im Jahr, nicht möglich sein? Solche und ähnliche Fragen müssen sich die „Kampf-Laizisten“, die ja meist immer, und das zu Recht, vom großen und unverzichtbaren Wert einer „offenen Gesellschaft“ sprechen, schon gefallen lassen.

Wer meint, dass Religion Privatsache sei, hat entweder das Wesen von Religion nicht verstanden oder will Religion, wenn es meist so auch nicht eingestanden wird, einfach nicht haben. Selbstverständlich ist Religion ebenso öffentlich, wie alles, was Gemeinschaft stiftet. Christ sein braucht Gemeinschaft und Öffentlichkeit. Natürlich, in unserer säkularisierten Welt ist es die persönliche Entscheidung jedes einzelnen, ob und wie er glaubt. Doch das ist nicht der Punkt. Religionsfreiheit heißt nicht Privatisierung des Glaubens, wer glaubt, kann das nie nur für sich allein tun. Von den zehn Geboten („Du sollst ...“) über die Bergpredigt („Selig die Friedensstifter ...“) bis hin zu den Abschiedsreden bei Matthäus („Was ihr den Geringsten unter meinen Brüdern getan habt ...“) ist die Bibel voll von gesellschaftspolitischen Handlungsaufforderungen. Und deren Charakter ist nicht unverbindlich, sondern unaufschiebbar für jeden Menschen in seiner Zeit an seinem Ort.

Religion ist nicht Privatsache, weil erstens unsere Gesellschaft religiös hoch aufgeladen ist: Menschen mit konfessionellem Bekenntnis sind unverändert in der Mehrheit, Kirchen prägen unsere Ortsbilder und Kalender, von Bach bis Dostojewski, von Novalis bis Messiaen hat die abendländische Kunst starke religiöse Wurzeln. Religion

ist nicht Privatsache, weil zweitens jede Religion ihrem Wesen nach auch hoch politisch ist. Christentum wäre ohne Engagement für Menschenwürde und Schöpfungsverantwortung unvollständig. Und Religion ist drittens nicht Privatsache, weil es eine nicht hinzunehmende Diskriminierung aller gläubigen Menschen wäre, ihnen ihr Recht abzustreiten, aus diesem Glauben heraus die Welt mitgestalten zu wollen.

Religionsgemeinschaften als Teil der demokratischen Zivilgesellschaft haben selbstverständlich das Recht, sich politisch einzumischen. Die Repräsentanz oder Nicht-Repräsentanz des Religiösen im Öffentlichen hat in einer Demokratie nicht den Wünschen der deklariert Religiösen oder deklariert A-Religiösen zu folgen, sondern den Wünschen der Mehrheit unter Berücksichtigung legitimer Minderheitenrechte.

... und die Kirche?

Zugleich darf aber nicht übersehen werden, dass es innerhalb der organisierten Religionsgemeinschaften unverändert Tendenzen gibt, für sich Sonderregelungen einzufordern, die schon längst nicht mehr dem gesellschaftspolitischen Konsens Rechnung tragen. Hier gilt es künftig, viel genauer als bisher darauf zu achten, ob es sich bei den hier auftretenden Bruchlinien um Fragen der „inneren Ordnung“ oder des „öffentlichen Interesses“ geht. Sind die das kirchliche Leben ständig begleitenden so genannten „heißen Eisen“, wie die Fragen nach dem Verfahren von Bischofsbestellungen, der Nicht-Ordinierung von Frauen oder der exklusiven Deutungshoheit des bischöflichen Lehramts wirklich nur Aspekte der innerkirchlichen Hausordnung, oder nicht doch viel mehr auch von großer, weit über die Kirche hinausgehender Relevanz.

Eine Kirche, die in ihrem Selbstanspruch mehr sein will, als ein privater Verein, kann nicht ohne eine Grundakzeptanz zentraler öffentlicher Übereinkünfte sinnvollerweise diese Öffentlichkeit mitgestalten. Diesen Gedanken ernst zu nehmen, hieße auch innerkirchlich kaum einen Stein auf dem anderen zu lassen. In der Sprache der Theologie geht es hier mit *Lumen gentium* 12 um den „Sensus fidelium“, den „allgemeinen übernatürlichen Glaubenssinn“: „Die Gesamtheit der Gläubigen [...] kann im Glauben nicht irren.“ Möglicherweise haben wir in unserer katholischen Kirche im Sinne ihrer Zukunftsfähigkeit keine wichtigere theologische Frage neu zu diskutieren, als die nach der Deutungskompetenz des Volkes Gottes. Lehramtliche Aussagen, die aus abgehobenen kurialen oder synodalen Prozessen oder auch aus Bischofskonferenzen kommen, die nicht in Übereinstimmung mit dem *Sensus fidelium* stehen und somit aus der Glaubens- und Lebenspraxis der Christinnen

und Christen ihre spirituelle Kraft schöpfen, sind letztlich nur eine andere Spielart der Privatisierung des Religiösen. Entweder ist unser Glaube „Allgemeingut“ oder eben „Privatsache“.

Was könnte dies für die Zukunft bedeuten?

Freiheit und Pluralität sind nicht disponibel. Es kann nur im Interesse der Kirche sein, sich im gesellschaftspolitischen Diskurs als eine Stimme unter vielen zu wissen. Dies schärft zum einen das eigene Selbstverständnis und verhindert zum anderen auch jeden Allgemeingültigkeitsanspruch außerhalb der engen Grenzen des unveräußerlichen Glaubensgutes.

Die postkonstantinische Kirche handelt nicht nur aus der Erkenntnis, dass die Freiheit der Menschen unteilbar ist, sie nimmt diese Freiheit vor allem auch für sich selbst in Anspruch.

Im Sinne von Paul Tillich geht es den Religionen auch im gesellschaftlichen Diskurs nicht um alles, sondern ums Ganze. Individualisierung und Fragmentierung als Großtrends unserer Zeit führen nicht nur in Fragen des Lebensschutzes, der Wirtschaftsordnung oder der Schöpfungsverantwortung zu unbefriedigenden, weil kurzatmigen Entscheidungen. Politisches Handeln, das aus dem Glauben motiviert ist, kann keinen Partikularinteressen dienen.

Die große Tradition der Weltgestaltung im sozialen, edukativen und medizinischen Bereich ist Kapital und Verpflichtung für die Zukunft. Es gilt wohl auch, die Bedeutung nach der Frage von „Menschenbildern“ und deren Unterscheidbarkeit wieder stärker ins Gedächtnis zu rufen.

Last but not least müssen die Kirchen künftig ihr gesellschaftliches Selbstverständnis nicht mehr als Autorität, sondern als Anwalt des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe artikulieren.



Foto: Kanizaj

Mag. Hans Putzer,
geboren 1957 in Köflach, Theologie- und Germanistikstudium.
2009–2012 Präsident der Katholischen Aktion Steiermark.
Direktor des Bildungshauses Graz-Mariatrost.

Pro und Kontra

Mission – heute und auch morgen

„Christus ist das Licht der Völker“ (LG 1).
Von Helmut Burkard



Ein Konzilsteilnehmer wählt. Foto: KNA

Vermutlich stößt bereits dieser erste Satz der „Dogmatischen Konstitution über die Kirche“ (LG) bei vielen Menschen auf Widerspruch. Erst gar, wenn ein paar Zeilen später in diesem Dokument des II. Vatikanischen Konzils behauptet wird, dass die Kirche „in Christus gleichsam das Sakrament, das heißt Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit“ (LG 1) sei. Ich kann mir vorstellen, dass manche in diesen Aussagen ein überzogenes, allzu großes Selbstbewusstsein der Kirche sehen. Dazu kommt, dass es manche geschafft haben, die ganze Kirchengeschichte und somit auch die ganze Missionsgeschichte als eine „Chronique Scandaleuse“ darzustellen, ohne den Blick auf das Ganze der Kirche in Geschichte, Gesellschaft und bei der Ausbreitung unter den Völkern zu lenken.

So wundert es mich auch nicht, dass ich von einer Bekannten gefragt wurde: „Mission? Gibt's so etwas wirklich heute noch?“ Ja, es gibt sie. Und wohl aus gutem Grund.

„Die Kirche ist von Christus gesandt, die Liebe Gottes allen Menschen und Völkern zu verkünden und mitzuteilen; sie ist sich bewusst, dass noch eine ungeheure missionarische Aufgabe vor ihr liegt.“ (AG 2). Feststellungen von Konzilien scheinen für viele Menschen in unseren Tagen – Theologen und Theologiestudierende hoffentlich ausgenommen – keine große Relevanz zu haben. Manches scheint ganz einfach zu wenig plausibel zu sein. Daher versuche ich einen anderen Zugang.

„Auf Christus schauen! – Wenn wir das tun, dann sehen wir, dass das Christentum mehr und etwas anderes ist als ein Moralsystem, als eine Serie von Forderungen und von Gesetzen. Es ist das Geschenk einer Freundschaft, die im Leben und im Sterben trägt (...). Dieser Freundschaft vertrauen wir uns an.“ – so Benedikt XVI. bei seiner Predigt in Mariazell 2007.

Glaubensinhalte, Dogmen, Moralvorschriften, all das gibt es natürlich auch und, wie ich meine, durchaus mit Sinn

und aus gutem Grund. Aber zu allererst ist Verkündigung eine Vorbereitung auf die größte Entdeckung, die einem Menschen geschenkt werden kann: die Entdeckung eines „Du“, die Erfahrung (ntl.: das „Erkennen“) der Liebe Gottes in all dem, was unser Herr Jesus Christus, gesagt, getan und gelebt, erlitten hat. In ihm selbst. Von dieser Entdeckung durch das Beisammensein mit dem Herrn – vor und nach seiner Auferstehung – gibt das Neue Testament Zeugnis. Eine überwältigende Erfahrung, so dass die Jünger sagen konnten: „Wir haben die Liebe, die Gott zu uns hat, erkannt und gläubig angenommen.“ (1 Joh 4,16a) und die bedrohten Apostel den Verfolgern entgegenschleuderten: „Wir können unmöglich schweigen über das, was wir gesehen und gehört haben.“ (Apg 4,20)

Weitersagen, weiterschenken, die Freundschaft verkünden und bezeugen: das ist der bleibende Auftrag der Kirche und jedes Getauften. Wer diese Freundschaft erlebt, der kann, scheint mir, rein menschlich gesehen, das faszinierende Schöne und Befreiende dieser Beziehung nicht egoistisch für sich behalten. Freilich, die Methode – hier ein wohl eher unglückliches Wort! – des Bezeugens und Verkündens muss dem Geschehen und dem Inhalt angepasst sein. Daher gilt: „Die Kirche verbietet streng, dass

jemand zur Annahme des Glaubens gezwungen oder durch ungehörige Mittel beeinflusst oder angelockt werde ...“ (Dekret über die Missionstätigkeit der Kirche, AG 14)

Weil es um die beglückende Freundschaft mit Gott, mit dem Auferstandenen Herrn Jesus Christus geht, muss auch heute die ganze Kirche Sorge tragen, dass den vielen Völkern und Kulturen, die ihn nicht oder wenig kennen, Christus verkündet wird. Durch das Zeugnis des Lebens und des Wortes. Ganz besonders: durch das Zeugnis gelebter Gottes- und Nächstenliebe.

Prälat Mag. Helmut Burkard, geboren 1947 in Graz, wurde nach dem Theologiestudium 1971 zum Priester geweiht. Nach verschiedenen Aufgaben in der Seelsorge 1997–2011 Generalvikar der Diözese Graz-Seckau. Anschl. Bischofsvikar für Priesterseelsorge. Seit 2012 Seelsorger in einem Grazer Pfarrverband und seit 2014 Diözesandirektor der Päpstl. Missionswerke – Missio Steiermark.



Foto: Neuhold

Besser ein attraktiver Kern, als Attraktivität durch Mission zu schaffen

Als Sohn eines Religionslehrers, der dank der Steyler Missionare aus seiner katholischen bergbäuerlichen Familie de facto herausgerissen wurde, um hunderte Kilometer entfernt, in einem Internat, in den Genuss „spartanischer und teilweise auch preußischer Erziehungs-Methoden“ zu kommen, arbeite ich mit Freude, aber auch mit kritischem Blick in der Kirche. Und ja – nicht nur wegen der Erfahrungen meines Vaters, sondern auch als Historiker und aufgeklärter Christ habe ich so meine persönlichen Probleme mit dem Konzept der Mission.

Von Florian Traussnig

Doch von welcher Art von Mission sprechen wir hier überhaupt? In einem Diskussionsportal im Internet fand ich folgendes: „Unter Mission meint man: Aus christlicher Verantwortung für die Menschen vor Ort sein, ihnen helfen, so zu leben, wie sie an sich leben wollen ... – und gleichzeitig deutlich machen, dass diese Bereitschaft, den anderen zu helfen Ausdruck des christlichen Glaubens ist. – Erstaunlicherweise wollen viele dann Christ werden.“ Wow. Einer so sanften und (welt-)politisch korrekten Interpretation von Mission kann man auf den ersten

Blick nichts entgegenhalten. So einnehmend diese Definition auch ist, so wenig kann sie über eine argumentative Engführung hinwegtäuschen: Mission wird hierbei funktional eng an materielle Hilfe geknüpft. Trotz des „weichen“ wordings haben die obigen Zeilen daher einen problematischen, ja neokolonialistisch-paternalistischen Beigeschmack. Angesichts des historisch belegten Unrechts, das von europäischen Kolonialherren und auch Missionaren in den Ländern des „globalen Südens“ verübt wurde, begrüße ich es zunächst natürlich, dass Menschen



Zeitungsleser auf dem Petersplatz. Foto: KNA

dort bei der ökonomischen und sozialen Entwicklung unterstützt werden. Gewiss, ein authentisches Christentum muss Dienst an der (globalen) Gesellschaft leisten, muss zeigen, dass es das Evangelium nicht nur verkündet, sondern auch lebt, dass sie sich der Welt da draußen stellt. Bischof Kräutlers Weg der respektvollen und nichtkolonialistischen Inkulturation des Christentums in Brasilien etwa ist gelebtes Christentum. Doch abgesehen von solch couragierten Beispielen ist eine Mission, die mittels der Formel Evangelium+materielle Anreize die weltweite Christianisierung forciert, nur begrenzt wirksam. Das mag in Entwicklungsländern funktionieren, weil die Missionar/innen ihr „Produkt“, das Christentum, mit gratifikatorischen Angeboten flankieren können und die Menschen dort sehr empfänglich für religiöse Narrative sind.

Wie sieht es aber in jenen Weltgegenden aus, in denen die Mission nicht durch solche Angebote attraktiviert werden kann? Der – von Papst Franziskus ja massiv befeuerte – missionarische Drive stößt im säkularen und aufgeklärten Mitteleuropa klar an seine Grenzen: Man erkennt in einer missionarischen Kirche keinen glaubwürdigen „Nutzen“ für die Gesellschaft, der über das Fromme, Dogmatische oder eine bloße „Trost-Ideologie“ (so der hart urteilende Rudolf Burger) hinausgeht. Daraus folgt, dass, wenn man als Kirche wieder wachsen will, man an der Attraktivität des religiösen Kerns selbst arbeiten und ihn mittels Reform und Innovation verbessern muss. Erst wenn auch hierzulande dieser Kern als so sinnstiftend empfunden und so überzeugend verkündigt wird, dass er

dem skeptischen und zweifelnden Blick des postmodernen Menschen standhält, besäße das Christentum jene authentische, gravitatische Kraft, die sich Papst Franziskus so sehr wünscht. Wenn es ihm bloß gelänge, anstelle der Mission stärker die anderen Teile seiner menschenfreundlichen Reformagenda umzusetzen, dann wäre die europäische Kirche auch ohne das noch immer problematische Etikett „missionarisch“ eine einladende und den Menschen dienende Kirche mit Wachstumspotential. Mein Vater hat sich jedenfalls nach eingehender Gewissensprüfung trotz jahrelanger Sozialdisziplinierung und gegenläufiger Bemühungen der Missionare für ein Leben als Laientheologe und Familienvater entschieden. Ich danke ihm dafür.

¹ <http://www.gutefrage.net/frage/pro-und-contra-argumente-fuer-bzw-gegen-missionierung-von-laendern-wie-indien-oder-afrika>, 20.7.2015.

Dr. phil. Florian Traussnig, geboren 1979 in Klagenfurt. Nach kaufmännischer Lehre und Reifeprüfung im zweiten Bildungsweg Lehramtsstudium in Geschichte und Italienisch in Graz, Dissertation über exilösterreichische Beiträge zur US-Propaganda im Zweiten Weltkrieg. Seit 2011 im Umfeld von *Denken+Glauben* und KHG aktiv. Hauptberuflich als Koordinator für zeitgenössische Kunstprojekte für den „Weg2018“ der Diözese Graz-Seckau tätig, nebenbei freier Historiker und Projektmitarbeiter des *Austrian Center for Intelligence, Propaganda and Security Studies* (ACIPSS).



Foto: privat

„Barmherzigkeit verändert die Welt“

Papst Franziskus

Gott, der uns von Anfang an, Barmherzigkeit entgegenbringt
Von P. Albert Holz knecht SJ



Christus als Barmherziger Samariter, Codex Rossanensis, Syrien 550

In den Nummern 101 bis 109 des Exerzitienbuches des hl. Ignatius von Loyola findet sich die Betrachtung über die Menschwerdung. Am Beginn dieser Betrachtung lädt Ignatius ein zu erwägen, „wie die drei göttlichen Personen die ganze Fläche oder Rundung der ganzen Welt voller Menschen schauten und wie, da sie sahen, dass alle zur Hölle abstiegen, in ihrer Ewigkeit beschlossen wird, dass die zweite Person Mensch, werde, um das Menschengeschlecht zu retten“ (EB 102).

Und weiter schreibt Ignatius, solle man die Personen auf dem Angesicht der Erde sehen, „in so großer Verschiedenheit in Trachten und Gebärden“ (EB 106) und dann auch hören, was die Personen sprechen, nämlich wie sie miteinander sprechen, wie sie schwören und lästern usw.“ (EB 107). Und dann lenkt Ignatius den Blick hin auf die drei göttlichen Personen, wie sie das ganze Angesicht oder die Rundung und alle Völker anschauen, ins so großer Blindheit und wie sie sterben und zur Hölle hinabsteigen“

(EB 106) und sagen: „Lasst uns Erlösung des Menschengeschlechtes bewirken“ (EB 107). Gewiss, muss man die Sprache des Ignatius vor dem Hintergrund seiner Zeit verstehen, aber diese Betrachtung will und kann dem Betrachter deutlich machen, wie sehr dem dreifaltigen Gott am Geschick der Menschen liegt, so sehr, dass er in Jesus einer von uns wird.

Der allmächtige Gott, der Himmel und Erde erschaffen hat, das gigantische Weltall genauso wie den kleinsten Fisch im Ozean, dieser Gott macht sich in einem wehrlosen Kind ganz klein. Er kommt herunter zu uns, um uns ganz nahe zu sein, um Armut, Angst und Unsicherheit mit uns zu teilen. Er wird in Jesus zum „heruntergekommenen Gott“, wie der deutsche Lyriker und Kabarettist Hanns Dieter sagt. Zeit seines Lebens steigt Jesus ab zu Menschen, zu den Armen, den Schwachen und Notleidenden, bis er selber schließlich ganz unten ist und den letzten Platz einnimmt, den Platz am Kreuz.

Jesus Christus, das Antlitz der Barmherzigkeit des Vaters

„Jesus Christus ist das Antlitz der Barmherzigkeit des Vaters“, schreibt Papst Franziskus in der Verkündigungsbulle zum Heiligen Jahr der Barmherzigkeit, das am 8. Dezember 2015 eröffnet wird. „Jesus von Nazareth ist es, der durch seine Worte und Werke und durch sein ganzes Dasein die Barmherzigkeit Gottes offenbart“, sagt Papst Franziskus weiter. In Jesus Christus wird Gottes unbegreifliche Liebe zu uns Menschen sichtbar. Ein Bild, das mich schon lange begleitet und das ich auch bei Exerzitien gerne austeile, bringt das für mich in berührender Weise zum Ausdruck. Es handelt sich um eine Darstellung des barmherzigen Samariters aus dem Codex purpureus Rossanensis, einem Purpurkodex, der vermutlich im 6. Jahrhundert in Syrien geschrieben wurde. In Anlehnung an die Kirchenväter ist Jesus selber der Barmherzige Samariter. Mit weit aufgerissenen Augen schaut er auf den am Boden liegenden Menschen, bückt sich zu ihm hinunter und streckt ihm seine Hände entgegen. „Als er ihn sah, hatte er Mitleid“ (idon esplanchnisthe – von Erbarmen überwältigt – heißt es im griech. Originaltext). „Splanchna“ sind die Eingeweide, ist die Magengrube. Der Samariter erbarmt sich aus dem Bauch heraus – wie man heute gestalttherapeutisch sagen könnte – ohne zu überlegen, ob er zuständig ist, einfach, weil ihn in den Eingeweiden das fremde Elend schmerzt. Dieser Samariter handelt genauso kopflos wie der Vater (Lk 15,20), der den verlorenen Sohn sieht und von Erbarmen überwältigt diesem entgegenläuft, ihm um den Hals fällt und ihn küsst.

Da findet sich dasselbe Wort „esplanchnisthe“ – er wurde von Erbarmen gepackt – und dieselbe unvernünftige Reaktion. Das heißt das Erbarmen Gottes, das sichtbar geworden ist im Reden und Handeln Jesu, ist eine Art instinktiver Zuneigung zum Lebewesen. Es zeigt sich darin eine kopflose Liebe, die sich in einem sofortigen Tun äußert.

„Geh und handle genauso!“ (Lk 10,37)

Auffällig ist der Zusammenhang zwischen Sehen und Erbarmen. Letzteres ist offenbar eine Sache der Augen, des Wahrnehmens der Signale der Not, die vom Nächsten ausgehen. Erbarmen führt weiter zum Handeln. „Er goss Öl und Wein auf seine Wunden und verband sie“ (Lk 10,34). Der barmherzige Samariter bleibt nicht beim Mitleid stehen, sondern er lässt dem am Boden liegenden Menschen die entsprechende Hilfe zukommen. „Wie viele Wunden sind in das Fleisch so vieler Menschen gerissen, die keine Stimme mehr haben, weil ihr Schrei, aufgrund der Teilnahmslosigkeit der reichen Völker, schwach geworden oder gar ganz verstummt ist“, schreibt Papst Franziskus in

der genannten Verkündigungsbulle mit Blick auf die unter die Räuber gefallenen Menschen unserer Zeit. Bereits zu Beginn seines Pontifikats hat er von der „Kirche als Feldlazarett“ gesprochen, als Ort, an dem Wunden behandelt werden. Und er unterstreicht den Auftrag der Kirche, wenn er schreibt: „In diesem Jubiläum (Jahr der Barmherzigkeit) ist die Kirche noch mehr aufgerufen, diese Wunden zu behandeln, sie mit dem Öl des Trostes zu lindern, sie mit der Barmherzigkeit zu verbinden und sie mit der geschuldeten Solidarität und Achtung zu heilen“.

Es ist dies unser aller Auftrag, die wir auf den Namen Jesu Christi getauft sind. Wenn wir auf unserem Weg auf einen Notleidenden stoßen, wenn ein Mensch in Not hier und jetzt in unser Blickfeld kommt, dann sind wir aufgerufen, uns mit ihm zu identifizieren, von ihm her zu denken: Wenn ich dieser notleidende Mensch wäre, was würde ich jetzt an Hilfe brauchen? „Alles, was ihr von anderen erwartet, das tut auch ihnen! Darin besteht das Gesetz und die Propheten“, lautet die Goldene Regel (Mt 7,12).

Gleichsam wie eine Sonne scheint das vom Gold der Herrlichkeit umgebene Antlitz Jesu auf dem Bild. Es ist der Ausdruck dessen, was an uns geschehen ist und immerfort neu geschieht: Gottes Barmherzigkeit, die in Jesus von Nazareth „lebendig und sichtbar geworden und ihren Höhepunkt gefunden hat“ (vgl. Misericordiae Vultus), neigt sich mir zu, und deswegen bin ich eingeladen so zu handeln wie der barmherzige Samariter.

P. Mag. Albert Holzknacht SJ,
geboren 1963 in Tschermms/Südtirol. 1989 Priesterweihe. 2005 Eintritt in den Jesuitenorden. Seit 2011 Studierendenseelsorger in der Grazer KHG und Geistl. Assistent der KHJ Graz und Leoben. Superior der Grazer Jesuitenkommunität.



Foto: Vrablik

Netzwerke – Summer School Seggau

In einer Zeit von Social Media und Internet ist der Begriff „Netzwerke“ wohl präsent wie nie zuvor.

Von Eva-Maria Trinkaus



Aus Anlass des 10jährigen Jubiläums der Summer School 2015 nahmen Michael Kuhn, Bischof Wilhelm Krautwaschl, Oana Ursulescu, Vizerektor Peter Riedler, Stefan Schneider und die akademische Leiterin Roberta Maierhofer an einer Podiumsdiskussion teil.

Foto: Rosegger

Wir sind permanent von – sozialen – Netzwerken, einerseits online aber andererseits genauso offline umgeben und nehmen diese größtenteils als Selbstverständlichkeit wahr. Sie sind die Mittelpunkte und zentralen Ankerpunkte unseres Daseins und vermitteln Nähe und Distanz in gleichem Ausmaß, manifestieren sich als laute und leise Begleiter und lassen uns Kontakte knüpfen, die unseren Horizont erweitern. Bildlich dargestellt sind es oft die Vergleiche mit dem Netz der Spinne, die uns selbst in den Vordergrund und in das Zentrum rücken, uns unsere Fäden spinnen lassen, die eine oder andere Person an diese Fäden „kleben“, sie an uns und unserem Umfeld teilhaben lassen und uns gleichermaßen an deren Umgebung beteiligen.

Netzwerke sind vielfältig und multiperspektivisch. Beginnend in kleinerem Kreis, als Zusammenhalt innerhalb der Familie, erstrecken sie sich über Grenzen und Generationen

und lassen Distanzen geringer erscheinen und Informationen schneller fließen. Es sind die Fäden dieser Netzwerke, die Türen öffnen und uns einander näherbringen, die uns sowohl unsere Positionen innerhalb des Netzwerkes aufzeigen als auch die Stelle des eigenen Netzwerkes in einem größeren Rahmen positionieren. Die Herausforderung dabei ist und bleibt, den Überblick zu bewahren und das eigene Selbst zu stabilisieren aber genauso zuzulassen, diverse Grenzen zu überschreiten und über den Tellerrand zu blicken, dabei aber auch ein Grundvertrauen zu entwickeln, das gewisse Handlungsspielräume aller Beteiligten erlaubt.

Internationale Netzwerke

Die Vielseitigkeit von Netzwerken zeigt sich in ihren unterschiedlichsten Manifestationen. Es sind die politischen Netzwerke der EU, welche beispielsweise im Moment

gefragt sind, Mitgliedsstaaten zu vernetzen, um nicht nur ein bloßes Netzwerk sondern auch ein, im metaphorischen Sinne, auffangendes Netz für die in Europa ankommenden Flüchtlinge zu gestalten, das Stabilität und Zugehörigkeit vermitteln soll. Es sind aber genauso religiöse, politische und soziale Netzwerke auf analoger und digitaler Basis, die, um die Gleichstellung von Mann und Frau zu erwirken, beispielweise dem Negativbild der von Sr. Rebeka Anić kritisierten „Gender-Ideologie“ entgegenhalten und ein positives Bild über den so negativ behafteten Gender-Begriff legen und darüber aufklären, dass es, auch aus soziologischer Perspektive, relevant ist, Menschen in ihrer Diversität miteinander zu vereinen anstatt sie ob ihrer Unterschiede zu kritisieren und einen homogenen gesellschaftlichen Einheitsbrei erwirken zu wollen. Selbst wenn Stimmen gegen die Erweiterung von Netzwerken laut werden, muss doch die Diversität im Inneren als jenes Element verstanden werden, das ein Lernen und ein Bereichern der eigenen Persönlichkeit durch die zahlreichen Einflüsse fördert, und veraltete Strukturen aufbrechen kann, um nach neuen Zielen Ausschau zu halten. So mag ein Netzwerk ein in sich geschlossenes Feld darstellen. Sieht man genauer hin, sind es aber die größeren Vernetzungen, die Übergänge zwischen verschiedenen Strukturen, die Neuerungen, Grenzüberschreitungen – im absolut positiven Sinne – und das Konzipieren neuer Strategien, die ein solches erweitern. Netzwerke sind demnach beides, nach außen hin geöffnet und in sich geschlossen, und lassen dadurch Spielraum für Vielseitigkeit in jeglicher Hinsicht zu.

Netzwerk Campus

Ein spezifisches Netzwerk, das Diversität auf zahlreiche Arten lebt ist jenes der Graz International Summer School Seggau. Beginnend bei dem Schritt von digital zu analog, von E-Mail und Social Media zu „Angesicht zu Angesicht“ repräsentiert dieses Netzwerk die physischen und dabei durchaus legalen Überschreitungen von Grenzen, die von Studierenden aus aller Welt begangen werden, um schließlich Schloss und Bischofssitz zu erreichen. Die von den OrganisatorInnen ausgehende Verknüpfung der einzelnen Personen miteinander wird innerhalb der beiden Wochen, die von interdisziplinärem akademischem Diskurs und vielerlei sozialen Interaktionen geprägt sind, auf ein Netzwerk ausgeweitet, das selbst nach Ende der Sommerschule als Basis für Kommunikation und Wissensvermittlung agiert.

Dessen Vielseitigkeit wird schon innerhalb der Schlossmauern, die sich in diesem Fall einzig als räumliche Begrenzung bemerkbar machen, sichtbar. Wenn Studierende und Lehrende aus den unterschiedlichsten Disziplinen globale Lösungsansätze diskutieren und Einblick in die Wissenswelt des jeweils anderen erhalten, entsteht

ein Boden für Gespräche und Diskussionen, der durch die unterschiedlichsten Blickwinkel der Teilnehmer gespeist wird und mit jeder neuen Idee ein Stück weiter wächst. Es ist aber auf lange Sicht das Netzwerk im weiteren Sinne, das den Dialog erlaubt, und einen intergenerationalen und interdisziplinären Austausch möglich macht. Trennt man nämlich die räumliche Komponente von der Idee, so kann man davon ausgehen, dass das Gedankengut noch viel weiter reist und mit jedem einzelnen Teilnehmer und jeder einzelnen Teilnehmerin das Schloss in die verschiedensten Richtungen der Welt verlässt und dort wiederum neue Ansätze für innovativen akademischen Diskurs gründet. Jener findet seinen Ursprung zwar im direkten Umfeld der Sommerschule, reicht jedoch weit über das Unmittelbare hinaus und sucht anderswo Fragen und Antworten.

Ob wir sie nun als selbstverständlich und gegeben ansehen oder nicht, Netzwerke stellen in jedem Fall eine Bereicherung für uns dar und zeigen, wie und wie weit wir uns in andere Bereiche als die uns Bekannten hinein entwickeln können, und wie sehr wir von der Diversität und Funktionalität eines solchen Netzwerkes lernen und profitieren. Sie erleichtern unsere soziale Interaktion und agieren als Vermittler von Wissen und Information, Neuigkeiten und Ideen. Netzwerke machen sich nicht immer sichtbar und sofort bei uns bemerkbar, sind nicht immer laut und schrill oder erwecken unsere Aufmerksamkeit auf den ersten Blick. Oft sind es auch die ineinander verwobenen Strukturen leiser Verknüpfungen, die sich in unserem Leben als nützlich erweisen und uns persönlich und individuell, als auch kollektiv und als gesellschaftliche Gesamtheit Veränderungen und Fortschritt verschaffen. In jedem Fall sind sie aber, und das mit Gewissheit, horizonterweiternde Gemeinschaften, die Diversität in den Vordergrund stellen und uns immerwährend lehren, voneinander zu lernen.



Foto: KHG

Eva-Maria Trinkaus, BA, geboren 1989 in Graz, studiert Anglistik/Amerikanistik an der Karl-Franzens-Universität Graz. Ihr Forschungsschwerpunkt liegt im Bereich Interamerikanische Studien. Sie koordiniert seit August 2015 die Graz International Summer School Seggau (GUSEGG), bei der sie bereits als Studierende und Studienassistentin des C.IAS mitgewirkt hat.

Ein Wort.

Bei fast allen ökumenischen Gottesdiensten und Segensfeiern, an denen ich als Pfarrerin bisher mitgewirkt habe, war wie selbstverständlich klar:
„Die Evangelische predigt!“
Von Diemut Stangl

Schließlich steht seit Martin Luther das Wort für evangelische Christinnen und Christen im Zentrum: als Heilige Schrift, als ihre Auslegung und, im übertragenen Sinn verwendet, in der Person Jesu Christi. Daher wird dem Umgang mit Wörtern auch in der Ausbildung für das evangelische Pfarramt eine große Bedeutung zugemessen. Doch abgesehen davon, kann ich mich an Wörtern einfach erfreuen: Kennen Sie zum Beispiel das Wort „urkeksi“, eine Neuschöpfung aus der Wiener Jugendsprache? Sehr bildhaft, sehr hübsch, wie ich finde. Oder ein altes Lieblingswort, kaum mehr benutzt, die „Habseligkeiten“. Sie klingen nicht nur schön, dazu ließe sich auch theologisch allerhand bemerken. Da gibt es aber auch Wörter, die mich ärgern und umtreiben, wie „Outsourcing“ oder „alternativlos“. Gründe genug also, diese Kolumne „Ein Wort“ zu nennen. Ein wenig dahinterschauen möchte ich, was Wörter sagen oder was sie verschleiern.

So beschäftigt mich seit einiger Zeit folgender Satz: „Die haben dieses schöne Land gar nicht verdient.“ Ein Bekannter von mir resümierte so seine erste Reise nach Rumänien, seit er 1988 von dort geflohen war. Er ist Landler, Nachfahre jener Evangelischen, die vor Allem unter Maria Theresia aus Oberösterreich und Kärnten nach Siebenbürgen deportiert wurden. Ziel war, das Land ob der Enns und Innerösterreich von Protestanten zu säubern, aber dennoch keine Steuerzahler zu verlieren. Da es in Siebenbürgen ohnehin schon die evangelischen Sachsen gab, kam es auf die paar Evangelische mehr nicht an und gleichzeitig konnten ihr Fleiß und ihre Handwerkskunst dort am Rande des großen Reichs gut gebraucht werden.

Mein Bekannter erkannte seine Heimat nach den vielen Jahren kaum wieder, die sächsischen und landlerischen Bewohnerinnen und Bewohner sind heute fast alle ausgewandert oder gestorben. Und es schien ihm, als seien mit ihnen auch Sauberkeit, Fleiß und Ordnung verschwunden. Die Rumäninnen und Rumänen hätten Siebenbürgen, den

landschaftlich sehr schönen und fruchtbaren Raum im Karpatenbogen, nicht verdient, weil sie alles vermüllten und das Land verkommen ließen.

Wer „verdient“ das Land, in dem er lebt? Verdienere ich das Land Österreich? Ich bemühe mich, meinen Abfall zu reduzieren und ihn geordnet zu entsorgen. Ich engagiere mich für Umweltschutz. Aber verdienen kann ich mir damit nichts (typisch evangelisch). Bei diesem Engagement geht es eher um Respekt gegenüber der Natur, die uns umgibt und zudem um Respekt gegenüber den Menschen, die auch hier leben. Diesen Respekt halte ich für äußerst wichtig. Aber selbst wenn ich respektvoll mit Natur und Mensch umgehe, steht mir dennoch das Land, in dem ich lebe, nicht zu. Es mag geliehen sein oder geschenkt, aber nicht verdient.

Ich halte es mit Gioconda Belli, nicaraguansische Schriftstellerin: „Man sucht das Land seiner Geburt nicht aus, und liebt doch das Land, wo man geboren wurde. Man sucht die Zeit nicht aus, in der man die Welt betritt, aber muss Spuren in seiner Zeit hinterlassen. Wir suchen den Zeitpunkt nicht aus, zu dem wir die Welt betreten, aber gestalten können wir diese Welt, worin das Samenkorn wächst, das wir in uns tragen.“



Foto: Stangl

Mag.^a Diemut Stangl, geboren 1987 in Tirol. Studium der evangelischen Theologie in Wien und in Hermannstadt/RO. Seit 2013 evangelische Hochschulseelsorgerin in Graz, verheiratet und Mutter eines Sohnes.

Christus begegnen ...

„Ich lade jeden Christen ein, gleich an welchem Ort und in welcher Lage er sich befindet, noch heute seine persönliche Begegnung mit Christus zu erneuern“ (EG 3).

Von Stefanie Schwarzl-Ranz

Mit diesen Worten erinnert Papst Franziskus an die tiefe Sehnsucht der Christen, ihrem Herrn zu begegnen. Aber wo ist Christus zu finden?

Christus ist seiner Kirche beständig gegenwärtig. Er ist da, wenn Menschen in seinem Namen zusammenkommen, wenn sie gemeinsam feiern und beten. (Vgl. Mt 18,20). Vor allem in liturgischen Handlungen, darunter besonders in der Feier der Eucharistie, findet die Begegnung mit ihm statt. Auch in der Heiligen Schrift begegnet Christus den Menschen. (SC 7) So erinnert Papst Benedikt XVI. im Schreiben *Verbum Domini* daran, dass Christus in „analoger Weise“ (VD 56) zu den Gestalten von Brot und Wein auch im Wort gegenwärtig ist.

Aber über die genannten Orte der Christusbegegnung hinaus gibt es einen noch viel alltäglicheren Ort der Begegnung mit Christus – das Gegenüber. „Der Herr, dein Gott, ist in deiner Mitte“ (Zef 3,17), heißt es in der Heiligen Schrift. Christus begegnet den Menschen im Anderen, er zeigt sich im konkreten Gegenüber. In der Begegnung mit dem Nächsten wird damit die Liebe Gottes, die sich in Christus zeigt, spürbar und sichtbar. Man antwortet Gott auf diese Liebe „indem man ihn in den anderen erkennt und aus sich selbst herausgeht, um das Wohl aller zu suchen“, sagt Papst Franziskus. (EG 39). Christus im Anderen bewusst zu begegnen ist also jene konkrete Antwort, die Gott von uns Menschen fordert. Aber wie gehen wir damit um, wenn Christus uns gerade in jenen Menschen begegnen will, die fern von unserer Lebenswelt und unserem Umfeld sind? Er zeigt sich uns nicht als glorreicher, strahlender Sieger; er zeigt sich uns vor allem in den Armen und Unterdrückten. Er selbst erniedrigte sich und wurde zum Sklaven. (Phil 2, 7-8) Christus „hat sich mit den Armen nicht nur solidarisiert, er hat sich mit ihnen identifiziert“¹, schreibt Walter Kasper. Christus im Anderen zu begegnen meint daher, ihn vor allem in den Armen

zu suchen. In der Perikope vom Weltgericht sagt Jesus selbst: „Denn ich war hungrig, und ihr habt mir zu essen gegeben; ich war durstig, und ihr habt mir zu trinken gegeben; ich war fremd und obdachlos, und ihr habt mich aufgenommen.“ (Mt 25, 35) Dass Christus sich vor allem in den ärmsten und bedürftigsten Menschen zeigt, ruft uns seit vielen Jahrhunderten auch die Legende vom heiligen Martin in Erinnerung. Es wird erzählt, dass der spätere Bischof von Tours in jungen Jahren als Soldat einem nackten Bettler die Hälfte seines Mantels gibt, damit dieser nicht mehr frieren muss. Wenig später gibt sich im armen Bettler Christus selbst zu erkennen.² Jahr für Jahr erinnern sich Christen, im Brauchtum und im Kreis ihrer Familie, an diese Geschichte – aber wird das Anliegen der Erzählung auch wirklich bewusst?

Die aktuelle Situation in Europa fordert deshalb gerade von den Christen ein Bewusstwerden und Bewusstmachen der Christusbegegnung im Anderen. Jeder Einsatz für andere Menschen, vor allem für Menschen in Not, kann vom Wissen um eine Begegnung mit Christus begleitet werden. In den zahlreichen hilfe- und asylsuchenden Menschen, die heimatlos vor unseren Toren stehen und um Einlass bitten, ist Christus gegenwärtig. Lassen wir ihn also nicht draußen stehen und antworten wir auf diese Begegnung mit Liebe!

¹ Kasper, Walter: Barmherzigkeit. Grundbegriff des Evangeliums – Schlüssel christlichen Lebens, Freiburg / Basel / Wien: Herder 2015, 148.

² Vgl. Art. Hl. Martin, in: Keller, Hiltgart: Reclams Lexikon der Heiligen und der biblischen Gestalten, Stuttgart: Reclam 4 1979, 368-369.



Foto: privat

Mag.^a Stefanie Schwarzl-Ranz, geboren 1985 in Graz, Studium der Theologie in Graz, seit 2012 Dissertantin im Bereich Dogmatik. Von 2011-2015 Universitätsassistentin am Inst. f. Dogmatik der Kath.-Theol. Fakultät Graz. Seit September 2015 Referentin für „Kirche und Gemeinschaft“ im Bischöfl. Pastoralamt der Diözese Graz-Seckau.

Ausgangsemotionen

Die Botschaften kritischer Filme nehmen den Kopf nur kurzfristig in Beschlag, aber sie hallen lange nach.

Von Harald Koberg

Es ist immer amüsant, Menschen beim Verlassen eines Kinos zu beobachten. Ihre Gesichter, die Art wie sie sich bewegen und unterhalten, alles was sie tun befeuert das Ratespiel, was sie gerade gesehen haben. Teenagergruppen, die sich unmittelbar nach dem Abspann die besten Pointen einer Brachial-Komödie nacherzählen, junge Männer mit festem Gang und leuchtenden Augen, die wieder einmal erfahren haben, dass ein Mann im Alleingang die Welt retten kann, aber auch schweigsame Gestalten mit glasigen Augen, die – eher als Individuen als in Gruppen – erst verarbeiten müssen, was ihnen gerade gezeigt wurde: Filme provozieren Emotionen und rütteln an Weltbildern. Zumindest bis der Alltag das Publikum beim Einsteigen in die Straßenbahn oder beim gemeinsamen Bier in der nächsten Bar wieder einholt.

Filme mit politischen und humanitären Themen, etwa „Hotel Ruanda“ oder „Dallas Buyers Club“, wecken gerne das Gefühl, dass etwas getan werden muss. Sie sticheln das Gewissen auf und schon gehört man zu denen, die das Kino mit traurigem Blick verlassen, gleichzeitig aber voller Tatendrang, die Welt zu einem besseren Ort zu machen. Die Gesellschaft muss informiert werden, die Randgruppen brauchen Unterstützung und es liegt an jedem einzelnen. Solidarität! Aber ähnlich wie die Faszination für den machistischen Weltenretter verfliegt auch diese Euphorie oft schon im öffentlichen Nahverkehr. „Bleib passiv“, hat jemand an eine Grazer Hausmauer gesprayed: „alles wird gut!“

An dieser Stelle wäre es naheliegend, über Heuchelei oder Feigheit zu schreiben; vielleicht auch über das Abstumpfen gegenüber den Medien und ihren nicht enden wollenden Darstellungen globaler Konflikte. Aber auch wenn der tatsächliche Tatendrang meistens schnell verfliegt, haben derartige Filme Nachwirkungen. Wer „Hotel Ruanda“ oder „Der letzte König von Schottland“ gesehen hat, wird hoffentlich zwei Mal nachdenken, bevor er die Notwendigkeit eines internationalen Flüchtlingsrechtes in Frage stellt. Die traurigen Gesichter vor dem Kino sind ein Zeichen der Empathie. So trivial diese Leistung erscheinen mag, diese



Hotel Ruanda. United Artists. 2004.

niedergeschlagenen Menschen haben sich dem Gesehenen bewusst ausgesetzt, viele wohl auch mit dem Wissen, dass hier vor allem negative Emotionen entstehen würden. Das ist eine Leistung. Eine kleine, aber sie sollte – vor allem angesichts der unendlichen Fülle an leichter Kost – nicht übersehen werden.

Und die Taten? Was geschieht jetzt mit dem Wissen, dass dieser Planet voller Lebewesen ist, die Hilfe benötigen? Hier offenbart sich ein großer Unterschied zwischen der Realität und selbst den meisten kritischen Filmen: Dort ist klar, was zu tun ist. Es geht um das Wie und um die Überwindung, aber richtig und falsch lassen sich klar voneinander trennen. Im eigenen Leben haben viele schon im Volksschulalter verstanden, dass die Kinder in Afrika sich zwar freuen würden über den ungeliebten Spinat, aber dass man ihn deshalb nicht einfach auf die Post bringen sollte. Und gerade die kritischen Medienkonsumierenden wissen, dass mit Spenden und gutem Willen viel Schindluder getrieben wird. Das ist keine Rechtfertigung, dem Aufruf zur Passivität zu folgen, aber erklärt ein Stück weit, warum der im Kino generierte Elan oft schnell verfliegt. Die Realität ist komplex. Gerade deswegen lassen wir uns so gerne Geschichten erzählen. Aber wenn ein kleiner Teil des Publikums nicht nur während des Films Empathie zeigt, sondern auch noch ein paar Bekannten vom Genozid in Ruanda oder vom Kampf des Ron Woodroof und seinem Dallas Buyers Club erzählt, dann ist das eine ruhige, aber keineswegs wirkungslose Gegenbewegung zu den Denkwelten, die dafür sorgen, dass Menschen Hilfe verweigert wird, weil sie unsere Kultur gefährden könnten oder dieser zu fremd sind.



Foto: KK

Mag. Harald Koberg, geboren 1984 in Graz, studierte Philosophie und Volkskunde und Kultur-anthropologie an der Karl-Franzens-Universität Graz und arbeitet als Medienpädagog, Öffentlichkeitsreferent und Karate-Trainer.



Foto: Reicht

WANDEREXERZITIEN JULI 2015

Zu zwölft – inklusive unseren lieben drei Begleitern Christine, Albert und Gabriel – verbrachten wir eine Woche im Salzburger Almenland. Vom Bahnhof in Bad Gastein marschierten wir schweigend bis St. Johann im Pongau und fühlten uns umsichtig betreut, geborgen mit Anführer und Schlusslicht beim Gehen. So wurde/n Zeit und Natur genossen, Entscheidungen getroffen, Gemeinschaft gelebt, Kühe gestreichelt, gebetet, neue Seiten an einem entdeckt, Jause geteilt, Gefallen an Streicheleinheiten gefunden, gestaunt, berührende Begleitgespräche geführt, entspannt, schöne Momente im Tagesrückblick mitgeteilt, im Augenblick gelebt – eine gar vielschichtig verbrachte Zeit.

Die erste Etappe führte auf den Gamskarkogel, den höchsten Grasberg Europas. Oben wurden wir von Texelschafen begrüßt und mit einem grandiosen Ausblick belohnt. Unvergesslich ist auch die große Pfanne Reisfleisch und die Schüsseln voll Tomatensalat (mit Kürbiskernöl!), die uns der nette Hüttenwirt auf den Tisch gezaubert hat. Am nächsten Morgen bestaunten beinahe alle den einzigartigen Sonnenaufgang, der durch die Wolkenschichten im Grunde ein

vierfacher war. Unterwegs erwarteten uns mit dem Großarlbach, dem Tappenkar und dem Hirschkogelsee immer wieder abkühlende, nasse Wohltaten. Es gab unzählige persönliche Höhepunkte, eine Wertung ist unmöglich. Eine besondere Zeit verbrachten wir während einer Bergmesse beim Filzmooskreuz am Tag der Hl. Birgitta von Schweden. Für Gänsehaut sorgte auch das gemeinsame Singen, das neben den Impulsen und Hl. Messen den letzten Abend berührend versüßte.

Die Wanderexerzitien waren eine unbeschreibliche Zeit und können in ihrer ganzen Fülle (z. B. Sept. 2016) nur selber erlebt werden.

Magdalena Reicht

PSYCHOLOGICUM

„Heute baut sich einerseits ein gewisser Druck auf, Normen formell oder informell gerecht zu werden. Andererseits gibt es Hinweise, dass die Gesellschaft immer vielfältiger und toleranter wird. Ich glaube aber, dass es weiterhin starke Normierungen gibt.“ Mit dieser These eröffnete Dr. Josef Zollneritsch den Diskussionsbogen beim „Psychologicum“ am 28. Mai. Unter dem Leitwort „Macht uns diese

Gesellschaft psychisch krank – die Grenzen der Leistungsgesellschaft?“ und unter engagierter Beteiligung des Publikums diskutierte er im vollbesetzten Vortragssaal der Kath. Hochschulgemeinde mit dem klinischen Psychologen Dr. Philip Streit, Leiter des Instituts für Kind, Jugend und Familie in Graz, und dem medizinischen Psychotherapeuten und em. Vorstand der Universitätsklinik für Psychotherapie, Prof. Walter Pieringer.

Vor dreißig Jahren hätte er noch gesagt, die Gesellschaft mache natürlich krank, so Philip Streit. Heute würde er sagen, sie mache es, wenn wir es wollen. Ob wir krank werden oder nicht, liege in der Hochleistungsgesellschaft nicht nur, aber besonders auch in unserer Entscheidungsfreiheit. Es brauche vor allem eine Wiederaufnahme der Solidarität. Walter Pieringer fügte hinzu: „Die Gesellschaft macht uns nicht krank,



Foto: Pinaeva

weil die Gesellschaft sind wir. Sie ist natürlich auch Projektion unserer Hoffnungen und Ängste. In der Gesellschaft finden wir, was unbewusst in uns ist.“

Die Reihe „Psychologicum“ veranstalten Kath. Hochschulgemeinde und Forum Glaube-Wissenschaft-Kunst.

Peter Rosegger

FREIHEIT IM INTERNET

Was ist mit dem Amtsgeheimnis? Werden wir zu gläsernen Menschen? Gibt es ein „Recht auf das Vergessen“ im Internet? Wie sieht das Verhältnis von Öffentlichkeit, Recht und Technik heute und in Zukunft aus? Bringt das Internet mehr Demokratisierung oder mehr Überwachung? Diese

und andere Fragen wurden unter dem Motto „Daten[FREI]heit & Privatsphäre im Internetzeitalter“ am 9. Juni in der Kath. Hochschulgemeinde diskutiert. Mit der Moderatorin Dr. Romana Rauter vom Forum Glaube-Wissenschaft-Kunst debattierten Mag.^a Daniela Grabe, Grazer



Foto: Pinaeva

Gemeinderätin „Die Grünen“, Prof. Wolfgang Benedek, Leiter des Europ. Trainings- und Forschungszentrums für Menschenrechte und Demokratie an der Universität Graz, Stefan Kasberger, Gründer von openscienceASAP.org, und Dr. Robert Gutounig, Wiss. Mitarbeiter und Lehrender an der FH Joanneum, unter reger Beteiligung des Publikums.

Peter Rosegger

WORKCAMP SIEBENBÜRGEN 2015

Das diesjährige Workcamp in Domokos, Siebenbürgen wurde gemeinsam mit sechs TeilnehmerInnen der Kath. Studentengemeinde Leipzig veranstaltet. Außerdem begleitete uns Kinga Gergelyfi als unermüdlige Übersetzerin. Untergebracht und mütterlich versorgt wurden wir von den beiden Helferinnen Sr. Erika und Sr. Piroska. Durch unsere Arbeit konnten wir einen interessanten Einblick in das



... auf dem Pferdewagen Foto: KK

Alltagsleben der dort lebenden Menschen gewinnen. Dabei wurden verschiedene Familien bei Arbeiten wie Kartoffelernte, Fenster streichen, Heuarbeit oder Zaun bauen unterstützt. Oft ging es auch mit dem Traktor oder dem Pferdewagen zur Holzarbeit und überall durften wir eine übergroße Gastfreundschaft und Dankbarkeit erfahren. Ob auf dem Feld oder in unserer Unterkunft, die vorzügliche Verpflegung war nicht nur „Bio“, sondern auch überaus reichlich und abwechslungsreich. Sr. Regina Stallbaumer sa und P. Albert Holzknicht SJ sorgten für eine bereichernde geistliche Stärkung v.a. in den gemeinsamen Morgenimpulsen, Tagesrückblicken und heiligen Messen. Am arbeitsfreien Sonntag wanderten wir auf den nahe gelegenen Berg „Egeys kö“, wo wir dann in einer Berghütte übernachteten. Wie schon bei der Hinfahrt, wurden die meisten von uns auch bei der Rückreise mit der bedrückenden Flüchtlingsproblematik konfrontiert. Bilder von überfüllten Bahnsteigen und Zügen, aber auch Bilder vom fast leeren Bahnhof in Budapest und den davor protestierende Menschen sind Teil unserer Workcamp-Erfahrung geworden.

Alexander Auer

ZUM ERSTEN MAL IN TAIZÉ.

Nach einer langen Busfahrt zu diesem kleinen französischen Dorf machten wir einen kurzen Rundgang in dem kleinen französischen Dorf. Wir setzten uns auf eine Bank und jemand fing an, Gitarre zu spielen. Als US-Amerikanerin hörte ich dabei zum ersten Mal „I am from Austria“.

Dreimal am Tag riefen die Glocken unüberhörbar zum Gebet. Als wir auf dem Teppichboden in der Kirche saßen, versuchte ich, die Töne und den vielfältigen Rhythmus der Glocken aufzunehmen. Der Tag war in den bekannten Rhythmus von Gebet, Bibellektüre und geistlicher Musik eingeteilt. Was ich aber nicht vorhersehen konnte war, wie mich diese Woche verändern würde.



Beim Frühstück in Taizé Foto: Chou

Ja, es ist selbstverständlich, dass man in Taizé viele verschiedene Leute aus vielen verschiedenen Ländern kennenlernt. Aber, was passiert, wenn 35 junge Leute aus 7 Staaten sich für den „Toward a New Solidarity“-Workshop anmelden?

Während des ersten Treffens erzählten uns ehemalige Obdachlose aus ihrem Leben. An den zwei folgenden Nachmittagen diskutierten wir das Thema Migration. Schließlich waren wir selbst verantwortlich dafür, einen Workshop anzubieten, um unsere Interpretationen der „New Solidarity“ mit den anderen Pilgern zu diskutieren. Der Workshop war eine Zusammenschau unserer kreativen Talente und bestand aus Theater, Gesprächen in Kleingruppen und – natürlich – Gesang.

Später saß ich auf derselben Bank wie zu Beginn der Woche und hörte den Glocken zu. Wie wäre es, wenn Solidarität so anziehend, vielfältig und symphonisch wie diese Glocken wäre?

Adrianna Tam

UNSERE PILGERREISE NACH FATIMA

Diesen Sommer pilgerten wir, 12 Studenten der KHG Graz, gemeinsam mit Pater Martin Rauch nach Fatima zur Mutter Gottes. Unsere 9-tägige Reise startete am 1. September am Wiener Flughafen in Richtung Lissabon. Am Ziel wurden wir herzlichst von unseren Freunden Rita und Tomas, die das letzte Studienjahr als Erasmusstudenten in Graz verbrachten und uns diese Reise erst ermöglicht haben, empfangen. Täglich pilgerten wir eine Stunde lang

am Vormittag schweigend – ohne zu reden, einfach in der Stille vor sich hinwandern um über Gott und die Welt im wahrsten Sinne des Wortes nachzudenken. Rund um einen hört man nur die Stille der Natur und seine eigenen Schritte im Schotter. Man hat das Gefühl intensiver zu leben, da einem alles viel realer vorkommt. Diese Momente werde ich gut in Erinnerung behalten, ebenso die tiefgehenden Gespräche, die während des Pilgerns geführt wurden.

Nach 4 Tagen des Gehens erreichten wir Fatima. Dort angekommen waren wir von den Impressionen der Heiligen Stätte und den unzähligen Gläubigen überwältigt. Am Abend nahmen wir an einer Lichterprozession teil. Sonntags feierten wir die Heilige Messe vor Ort. Vorab hatten wir die einmalige Gelegenheit unsere Beichte abzulegen – eine schöne Möglichkeit



Foto: Barbini

um Gott zum Abschluss der Pilgerreise unsere gewonnenen Selbsterkenntnisse und Fehler anzuvertrauen, sowie ihn um Vergebung zu bitten. Die Pilgerreise nach Fatima wird uns lange in guter Erinnerung bleiben: viele neue Freundschaften wurden geschlossen und unsere Beziehung zu Gott sowie zur Mutter Gottes gefestigt.

Evelyn Sebestyen

SOMMERAKADEMIE PRO SCIENTIA

Auch in diesem Jahr waren die Grazer Studierenden bei der Sommerakademie von Pro Scientia stark vertreten. Gemeinsam mit den anderen StipendiatInnen aus ganz Österreich wurde eine Woche



Sommerakademie Pro Scientia Foto: Simmel

lang im slowenischen Celje zum Leitwort „Modelle“ getagt. Neben Vorträgen und Workshops gab es auch genügend Zeit für Sport, Ausflüge und gemütliches Beisammensein. Den traditionellen Sonntagsgottesdienst feierte der ehemalige Grazer Bischof Egon Kapellari, der als Hochschulseelsorger Pro Scientia mitbegründete.

Pro Scientia ist ein Studienförderungswerk, das Studierenden aller Fakultäten an Universitäten und Fachhochschulen offensteht und diese auch finanziell unterstützt. In der Kath. Hochschulgemeinde treffen sich die aktuell 15 Grazer Mitglieder von Scientia etwa alle drei Wochen zu einem interdisziplinären wissenschaftlichen Austausch. Bewerbungen für das kommende Jahr sind noch bis 30. November möglich: www.proscientia.at

Peter Rosegger

NEUE EXPOSITUR IN DER DOMPFARRE



Foto: KHG

Ab 1. Oktober 2015 beleben nun 9 Studierende der KHG das 3. Obergeschoß des Dompfarrhofs in der Burggasse. Somit wohnen in den Häusern der KHG 210 und im AAI 54 Personen, also insgesamt 264 Studierende. Das Team der Heimverwaltung hat in der Rekordzeit von knapp 3 Wochen die neue Expositur saniert, möbliert, gefüllt und in die Verwaltungsabläufe eingegliedert. Das Pastoralteam hat in sehr kurzer Zeit Aufnahmegespräche mit vielen InteressentInnen geführt. Danke an alle Beteiligten!

Alles Gute an neuen die Bewohnerinnen und Bewohner – wir hoffen, dass Ihr euch bald zu Hause fühlt!

Ruth Madl

ERÖFFNUNGSGOTTESDIENST

Am 11. Oktober feierte Hochschulseelsorger Alois Kölbl den traditionellen Eröffnungsgottesdienst des akademischen Jahres im Grazer Dom. Gestaltet wurde die Messe mit Lehrenden und Studierenden besonders aus der Kath. Hochschulgemeinde und den Kath. Verbindungen vom Chor Musica con GRAZia und von Studierenden aus dem Quartier Leech. In seiner Predigt wies Bischofsvikar Heinrich Schnuderl auf das Sprichwort „Wissen ist Macht“ hin: „Diese Macht kann ambivalent eingesetzt werden. Wissenschaft

meint nicht die Anhäufung der Fülle des Wissens und Wissbaren, Wissenschaft ist nach John Henry Newman, der zur Idee der Universität nach wie vor Richtungsweisendes vorgedacht hat, ‚Wissen, das sich einem geistigen Verdauungsprozess unterzogen hat‘. Und Weisheit, von der die erste Lesung gesprochen hat, meint den Blick auf das Ganze, der letztlich nur Gott zukommt.“ Bei der anschließenden Agape, die witterungsbedingt im Foyer des Priesterseminars stattfand, gab es ausreichend Gelegenheit zu Begegnung und Austausch.

Peter Rosegger

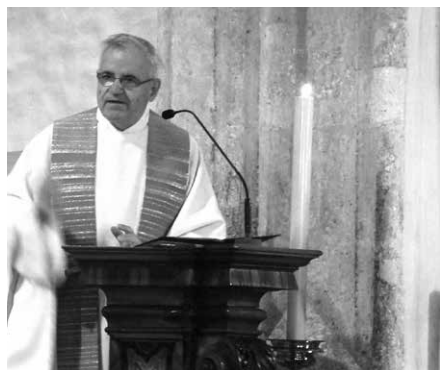


Foto: Pinaeva

„WER DIE BILDER MACHT, DER HAT DIE MACHT!“

Schon seit vielen Jahren arbeitet der bekannte Künstler und Filmemacher Edgar Honetschläger an einem abendfüllendem Spielfilm, der sich mit für in kennzeichnenden Ironie mit der Macht von Bildern in der abendländischen Kulturgeschichte und ihren Einsatz durch die Kirche und des Beerbungsversuches durch die Filmindustrie Hollywoods auseinandersetzt. Mit mehreren Werken ist er in der Ausstellung „Reliqte Reloaded. Zum Erbe christlicher Bildwelten heute“, die als Kooperationsprojket des Kulturzentrums bei den Minoriten und der QL-Galerie für das Festival „Steirischer Herbst“ noch bis Ende Jänner 2016 zu sehen ist. Bei einem Künstlergespräch in der Leechgasse 24 antwortete er auf Fragen zu seinem

neuesten experimentellen Kurzfilm „330 Filosofiana“, der bis Mitte November in der QL-Galerie zu sehen war. Die Bilder des berühmten Fußbodenmosaiks der an



Foto: Pinaeva

der Epochenschwelle im 4 Jahrhundert entstandenen römischen Villa im sizilianischen Piazza Armerina verschränkte er mit der unmittelbaren, emotional ergreifenden Konfrontation mit konkreten Flüchtlingsschicksalen an den Küsten des Mittelmeeres. Seine Österreich-Premiere erlebte die Langfassung des Films beim Festival Viennale im November in Wien.

Alois Kölbl

UNSER NEUER ZIVI

Endlich Maturant, noch nicht Student und jetzt Zivildienstler. Warum in der KHG? Weil ich mir für die neun Monate eine Tätigkeit gewünscht habe, die mir Einblick in Organisation und Verwaltung eröffnet, in der juristische und betriebswirtschaftliche Fragen Thema sind. Eine Beschäftigung, die Abwechslung mit sich bringt und Kommunikationsfähigkeit fordert und fördert.



Foto: KK

Vermutlich stimmt einiges davon auch für andere Einrichtungen. Was die Stelle in der Leechgasse für mich persönlich so spannend macht, ist das Umfeld: die Nähe zur Universität und zum Thema

Studium, der Kontakt zu Studierenden aus den unterschiedlichsten Richtungen, eine Vielfalt an Perspektiven und Begegnungen, die das universitäre Umfeld zu bieten hat, und somit Zugang zu völlig neuen Themen und Formaten. Für mich steht die Arbeit hier für Bewegung und Kommunikation, was mir als passioniertem Sportler – u.a. als Spieler des Rugby Club Graz – natürlich entgegen kommt.

Die Zeit hier im Haus sehe ich quasi als Intro zu meiner eigenen Studentenzeit, in der ich mich auf Wirtschaft und Recht konzentrieren will. Neun Monate als Chance, Neues zu entdecken. Das trifft auch auf den Fokus zu, den die Katholische Hochschulgemeinschaft im Namen zu erkennen gibt. Als kritischer Mensch lasse ich mich einfach darauf ein und sehe zu, was mir die Mitarbeit im Hause in dieser Hinsicht an Erkenntnissen beschert.

Maximilian Popp

BUCHVORSTELLUNG „WAS“

„Geht es auch einfach?“ lautet der Titel der jüngsten Ausgabe der Zeitschrift WAS, die am 8. Oktober in der Kath. Hochschulgemeinde im Beisein von Bischof Egon Kapellari vorgestellt wurde. Der Wunsch nach Einfachheit bringe



Foto: Pinaeva

Dynamik und müsse mit einer Hinwendung zur Komplexität verbunden bleiben, um nicht pathologisch zu werden, hob Herausgeber Michael Steiner hervor. Die verschiedenen interdisziplinären Beiträge im WAS Nr. 108 (Verlag Leykam) über das

Spannungsfeld von Einfachheit und Komplexität wurden u. a. von Matthias Beck, Meinrad Handstanger, Toni Innauer, Alois Kölbl, Michael Landau und Kurt Wimmer verfasst.

Peter Rosegger

NETZWERKE

„Jeder Papst hat meine Loyalität und dieser Papst hat auch noch meine Zuneigung“ antwortete Horst Pirker auf die Frage nach seiner Einschätzung von Papst Franziskus als globalem Netzwerker. Wir seien immer gut beraten, unserem geistlichen Oberhaupt die Treue zu halten und es, wenn es



Foto: cp-pictures

irgendwie geht, auch zu lieben. „Bei diesem Papst ist das ziemlich leicht, weil er ja auch verhaltensoriginell ist.“

Horst Pirker diskutierte am 22. Oktober im Quartier Leech mit Christian Lagger

und dem Publikum über Netzwerke in Kirche, Medien, Wissenschaft und Gesellschaft: „Die Mächtigkeit von Netzwerkmedien – wie Facebook – wird gemeinhin bis zur Unkenntlichkeit unterschätzt. Netzwerkmedien haben großes Potential, aber auch die Gefahr von Parallelwelten.“ Das könne auch zu einer Isolation von Journalismus und Politik führen. Im Ganzen sehe er die Zukunft von Medien und Gesellschaft, die sich beide verändern, aber nicht kulturpessimistisch: „Wir wollen und dürfen die Hoffnung nicht verlieren. Dafür gibt es auch einen guten metaphysischen Grund, dessen ich mich nicht schäme.“

Ob auch die Kath. Hochschulgemeinde, in der der Herausgeber von NEWS in seiner Studienzeit gewohnt hatte, ein Netzwerk ist, sei er sich nicht sicher, was ihn aber auch nicht beunruhige: „Das Netz trägt, aber ich habe dabei nie die hässliche Seite eines Netzwerks erlebt. Die Beziehungen, die sich in der Hochschulgemeinde entwickelt haben, sind zeitlos selbstverständlich.“ Es sei aber nie jemand zu ihm gekommen, der deshalb einen Job wollte, und das freue ihn sehr. Horst Pirker besuchte Graz auf Einladung der Kath. Hochschulgemeinde und des Fördervereins KHG-Community.

Peter Rosegger

LITURGISCHER WOCHENPLAN

für die Vorlesungszeit

- SO** 19:30 **Universitätsmesse in der Leechkirche, Zinzendorfsgasse**
- SO** 11:30 **Messe im Grazer Dom, Burggasse**
- SO** 11:00 **Messe in der Pfarrkirche St. Leonhard, Leonhardplatz**
- SO** 18:15 **Messe in der Stadtpfarrkirche, Herrngasse**
- MO – FR** 12:00 **„Break4Prayer“, Hauskapelle, Leechgasse 24/II**
- MO** 7:10 **Messe in der Kapelle im Studierendenheim Untere Schönbrunnsgasse, Haus Nr. 7 – 11**
- DI** 7:10 **Messe im Studierendenheim Elisabethstraße, Haus Nr. 93**
- MI** 18:00 **Gottesdienst laut Aushang in der Leechkirche, Zinzendorfsgasse oder in der Hauskapelle des Priesterseminars, Bürgergasse 2**
- DO** 7:15 **Messe in der Hauskapelle, Leechgasse 24/II mit anschl. gemeinsamen Frühstück**
- FR** 7:15 **Messe in der Kapelle des John Ogilvie Hauses, Zinzendorfsgasse 3**

KATHOLISCHE
KIRCHE STEIERMARK

Wir bitten Sie um die Unterstützung unserer Arbeit mittels beigelegtem Erlagschein. Herzlichen Dank!
Katholische Hochschulgemeinde Graz
Stmk. Bank u. Sparkassen AG
Kto-Nr: 03300700543
BLZ: 20815
IBAN: AT312081503300700543
BIC: STSPAT2G
Verwendungszweck:
DENKEN+GLAUBEN/440020/42/913

Impressum

DENKEN+GLAUBEN
Zeitschrift der Katholischen Hochschulgemeinde für die Grazer Universitäten und Hochschulen

Chefredaktion:

Mag. Peter Rosegger

Redaktion:

Jennifer Brunner, MA
Mag. Martin Gsellmann
Agnes Hobiger
Mag. Harald Koberg
Srdan Letina
Mag.ª Martina Linzer
Dr. Florian Mittl
Mag.ª Gudrun Pichler
Monika Pranjic
Bernadette Prassl
Mag.ª Helga Rachtl
Gudrun Rausch, MA
Günter Schuchlauth
Mag.ª Stefanie Schwarzl-Ranz
Mag.ª Theresa Stampler
Mag.ª Diemut Stangl
Dr. Florian Traussnig

Medieninhaber und Herausgeber:

Katholische Hochschulgemeinde Graz
MMag. Alois Kölbl, Leechgasse 24, 8010 Graz
Tel. 0316/322628
<http://www.khg-graz.at>

Layout und Satz:

Wolfgang Rappel

Druck:

Universitätsdruckerei Klampfer,
St. Ruprecht an der Raab

Namentlich gezeichnete Beiträge müssen nicht die Meinung der Redaktion bzw. des Herausgebers wiedergeben.

Soweit es möglich war, hat die Redaktion die ©-Fragen zu den Fotos geklärt. Nicht erwähnte InhaberInnen von Bildrechten werden gebeten, sich unter rosegger@khg-graz.at zu melden.

Abo-Bestellung: rosegger@khg-graz.at

Cover:

„am Mittelmeer“, 2009, Öl auf Lw., 150x160 cm.
Foto: Petz



BALL DER VIELFALT.

Er ist weit mehr als mitreißende Musik aus allen Teilen der Welt, weit mehr als kulinarische Köstlichkeiten aus fernen Ländern: Der Multikulti-Ball des Afro-Asiatischen Instituts und der Universität Graz.

23. Jänner 2016, 20 Uhr
Karl-Franzens-Universität Graz



NOV 2015

www.khgg-graz.at

SO
29

19:30 **SONNTAGSGOTTESDIENST ZUM 1. ADVENT MIT ADVENTKRANZSEGNUMG**
Musikalisch gestaltet vom **vokalatelier ql**
Leechkirche, Zinzendorfsgasse

DEZ 2015

www.khgg-graz.at

MI
2

RORATEN IM ADVENT
anschließend gemeinsames Frühstück
Leechkirche, Zinzendorfsgasse (in Koop. mit Theozentrum, KHJ, Forum GWK)

MI
9MI
16MI
23SO
6

19:30 **SONNTAGSGOTTESDIENST MIT ADVENTPREDIGT UND GESÄNGEN AUS TAIZÉ**
Leechkirche, Zinzendorfsgasse

SO
13

19:30 **SONNTAGSGOTTESDIENST MIT ADVENTPREDIGT UND GREGORIANISCHEM CHORAL**
Musikalisch gestaltet von der **Choralschola des Institutes für Kirchenmusik und Orgel der KUG**
Leechkirche, Zinzendorfsgasse

MI
16

19:30 **ADVENTKONZERT DES vokalateliers quartier leech**
Leechkirche, Zinzendorfsgasse

SO
20

19:30 **SONNTAGSGOTTESDIENST MIT ADVENTPREDIGT**
Musikalisch gestaltet von der **Leechkirchenschola**
Leechkirche, Zinzendorfsgasse

DO
24

24:00 **CHRISTMETTE IN DER LEECHKIRCHE**
Leechkirche, Zinzendorfsgasse

JAN 2016

www.khgg-graz.at

SO
10

07:30 **GEFÄNGNISGOTTESDIENST**
Gemeinsam einen Gottesdienst im Gefängnis gestalten
Justizanstalt Karlau

MI
13

19:30 **VERNISSAGE IRMGARD SCHAUMBERGER, NETZWERK**
Zu sehen bis Ende FEB
QL, Leechgasse 24

MO
18

19:30 **TREFFPUNKT MONTAG**
Aktuelle Themen in Kirche und Gesellschaft umfassend und prägnant diskutiert.
John-Ogilvie-Haus, Zinzendorfsgasse 3

MI
20

19:30 **PSYCHOLOGICUM „NETZWERKE: EIN ZEITGEISTIGES REQUISIT?“**
GesprächspartnerInnen: **Mag.ª Sylvia Müller-Trenk**, geschäftsführende Gesellschafterin von CATRO-SÜD, **Univ. Prof. Dr. Walter Pieringer**, medizinischer Psychotherapeut und em. Vorstand der Universitätsklinik für Psychotherapie. Moderation: **Dr. Josef Zollneritsch**
QL-Vortragssaal, Leechgasse 24

DO
28

19:30 **„NETZWERKE UND SOLIDARITÄT“**
Vortrag und Diskussion mit **Kilian Kleinschmidt**
QL-Vortragssaal, Leechgasse 24

FEB 2016

www.khgg-graz.at

FR
5

KHJÖ-FEBRUAREXKURSION INS BALTIKUM
Infos, Anmeldung: graz@khjoe.at

SO
14SA
13

KHG KÜHTAI-WINTERLAGER
Infos, Anmeldung: rauch@khg-graz.at

SA
20

SOLIDARITÄT

Solidarität ist nichts für schwache Nerven und für Sonntagsreden. Sie zeigt sich letztlich, wo es darauf ankommt: im Alltag. Es ist Aufgabe von Kirche und Gesellschaft, damit verbundene ehrliche und nachhaltige Prozesse der Personalität und der Solidarität zu beginnen und zu schützen. Papst Franziskus hat über dieses Prinzip gesagt: „Dies geschehe ohne Ängstlichkeit, sondern mit klaren Überzeugungen und mit Entschlossenheit.“ Ohne Haltung geht es nicht. Es bleibt dann immer noch genug zu tun.

Peter Rosegger, Chefredakteur